Nr. 46 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 24. Februar 1929

Volkswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zlo. Anzeigen unter Text 0.6 Zlo. von außerhalb 0.8 Zlo. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 28. 2. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4.00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Die Verfassungsreform vor dem Sejm

Sozialdemokraten und die Rechte gegen das Projekt — Die Weiterberatung vertagt — Will der Regierungblock Neuwahlen erzwingen?

Warschau. Die Abendpresse beschäftigt sich ausführlich mit der Verfassungsänderung, zitiert den in der Regierungspresse veröffentlichten und in den Straßen Warschaus angeschlagenen Aufruf des Regierungsblocks und versucht, die Pläne und Absichten der Antragsteller zu erraten. „ABC" führt u. a. aus, daß das Pilsudskilager zweifellos in logischer und folgerichtiger Weise einen auf die Auflösung des Sejms und die Ausschreibung von Neuwahlen gerichteten strategischen Plan verfolge.

Vor Beginn der Sejmsitzung, auf der als 5. Punkt der Tagesordnung die erste Lesung des Verfassungsplanes stand, sammelte sich das Interesse auf die Frage, ob der Sejm den Entwurf des Regierungsblocks, wie sonst üblich, an den Verfassungsausschuß verweisen werde oder ob man bereits mit dem Beginn der Aussprache rechnen könne. Kurz vor 5 Uhr nachmittags wurde der Antrag des Regierungsblocks vom Fraktionsvorsitzenden Oberst Slawek mit einer kurzen Begründung eingebracht.

Nach ihm ergriff der Sprecher der Nationaldemokraten das Wort und lehnte die Vorlage nach kritischer Behandlung ihres Inhalts im Namen seiner Partei ab. Ebenso erklärte sich auch der Redner der polnischen Sozialdemokraten grundsätzlich gegen die Verfassungsreform.

Nach einigen weiteren Reden wurde die erste Lesung auf die nächste Sitzung vertagt. Im ganzen haben sich 4 Redner zur Sache gemeldet.

Rücktritt des Reichskabinetts?

Krisengerüchte in Berlin — Die Folgen der gescheiterten Koalitionsverhandlungen — Die Unnachgiebigkeit des Zentrums

Berlin. In parlamentarischen Kreisen verlautet gerüchtweise, daß der Reichskanzler sich mit dem Gedanken trage, im Laufe des Sonnabends dem Reichspräsidenten sein Amt zur Verfügung zu stellen.

Die Große Koalition in Preußen gescheitert

Berlin. Die Zentrumsfraktion des preußischen Landtages hielt am Freitag vor der Plenarsitzung eine Fraktionssitzung ab. Abg. Dr. Heß (Z) berichtete über den Stand der Koalitionsfrage. Der Vorschlag des Abgeordneten Stendel (DVP), der in der Besprechung mit dem Ministerpräsidenten Braun im Staatsministerium am Donnerstag nachmittag gemacht worden war, das Zentrum möge sich mit zwei Ressortministern und einem Reichsminister als Staatsminister ohne Portefeuille im preußischen Kabinett einverstanden erklären, war von Ministerpräsidenten Braun an das Zentrum weitergeleitet worden. Die Landtagsfraktion des Zentrums lehnte diesen Vorschlag einmütig ab. Dr. Heß begab sich darauf zum Ministerpräsidenten Braun, um ihm diese Entscheidung mitzuteilen. Ministerpräsident Braun hat, wie wir hören, sodann der Landtagsfraktion der Deutschen Volkspartei die Mitteilung gemacht, daß nach Ablehnung des gemachten Vorschlages seine Mission erledigt sei. Damit dürften die Verhandlungen über die große Koalition in Preußen endgültig gescheitert sein.

Neuregelung des Minderheitverfahrens

Die kanadischen Vorschläge

Genf. In einer Neuregelung der Völkerbundsgarantie gegenüber den Minderheiten interessierten internationalen Kreisen werden die kanadischen Vorschläge mit großer Genugtuung und Freude begrüßt und es wird festgestellt, daß sie den ersten praktischen Schritt für eine Abänderung des längst als überholt und angenehm befundenen bisherigen Verfahren darstellt. Der Geist von dem die kanadischen Vorschläge getragen sind, zeigt ein durchaus tiefgehendes Verständnis für die wahre Bedeutung der internationalen Minderheitenfrage. Besonders ist die eindeutige Ablehnung der berüchtigten Verschmelzungsthese in den kanadischen Vorschlägen begrüßt worden. Starken Eindruck hatte der Hinweis hervorgerufen, daß nur in Entgegenkommen und Wohlwollen die Minderheitenfrage gelöst werden könne. Die Verschiedenheit der Rasse und Kultur der Minderheiten gegenüber den Mehrheitsvölkern wird im kanadischen Memorandum ausführlich als Tatsache anerkannt.

Die neuen Vorschläge des Senators Dandurand zur Minderheitenfrage bilden gegenwärtig den Gegenstand eingehender Prüfung an maßgebenden Stellen des Völkerbundssekretariats. Der kanadische Entschließungsentwurf beschränkt sich ausschließlich auf Neuregelung des Beschwerdeverfahrens des Völkerbundes, berührt jedoch in keiner Weise die grundsätzliche restliche Frage der Völkerbundsgarantie für Minderheitenschutz, dessen Beratung in dem Antrage Dr. Stresemanns zuk Tagesordnung der Märztagung verlangt. Somit besteht formal eine gegenseitige Ergänzung zwischen dem deutschen und kanadischen Minderheitenantrage, obwohl der sachliche Inhalt etwaiger deutscher Vorschläge noch nicht bekannt geworden ist. In hiesigen politischen Kreisen wird das Hauptgewicht auf den kanadischen Antrag zur Einsetzung eines besonderen Rechtskomitees gelegt, das in Zukunft für eine Art ständiges Völkerbundskomitee für alle Minderheitenfragen zuständig sein soll. Hieraus wird wie allgemein festgestellt wird eine erhebliche Verbesserung gegenüber dem bisherigen Zustand der Besserung der Minderheitenbeschwerden über das Dreierkomitee des Rates geschaffen.

Aman Ullahs Truppen sprengen eine Festung

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, haben nach den letzten Nachrichten aus Afghanistan die Truppen Aman Ullahs einen neuen Angriff auf die Truppen Habib Ullahs unternommen. Die Festung Matum wurde von den Truppen Aman Ullahs in die Luft gesprengt, wobei 160 Personen ums Leben kamen. Die Truppen Habib Ullahs zogen sich zurück. Aman Ullah beruft alle afghanischen Offiziere, die sich im Auslande zur Ausbildung aufhalten, nach Afghanistan zurück.



Der Dichter Karl Schönherr

feiert am 24. Februar seinen 60. Geburtstag. Ursprünglich Arzt, wandte er sich später der Dichtkunst zu. Von seinen Dramen haben „Glaube und Heimat" und „Der Weibsteufel" den denkbar größten Erfolg gehabt.

Das böse Gewissen

Die nationalen Minderheiten Europas sind eigentlich dem polnischen Außenminister zu großem Dank verpflichtet, denn seine Anklagen gegen die deutsche Minderheit in Polen haben ein Problem ins Rollen gebracht, vor dem der Völkerbund seit seiner Begründung ausgewichen ist. Die schönen Gesten von Lugano beginnen erst jetzt, nachdem sie reale Formen angenommen haben, ihre Wirkung auszuüben. Man merkt deutlich das schlechte Gewissen, mit welchem einige Neustaaten belastet sind, wenn es sich um die Minoritätenfrage handelt. Aber sie hätten ja nur die Verpflichtungen zu erfüllen brauchen, die sie bei der Staatenaufteilung im Jahre 1919 übernommen haben und der Völkerbund brauchte sich nicht mit ihnen zu beschäftigen. Der Völkerbund als Hüter der Friedensverträge ist gleichzeitig auch Garant für die Durchführung des Minoritätenschutzes und was 1919 selbstverständlich war, das kann man, solange man sich gerade seitens der Neustaaten auf die Unantastbarkeit der Friedensverträge beruft, nicht leichterhand beiseite schieben. Die Erregung, die augenblicklich in der polnischen und tschechischen Presse und nicht zuletzt in der französischen Presse herrscht, die sich auf die Minderheitenfrage bezieht, ist mindestens künstlich und beweist nur die Notwendigkeit der gründlichen Behandlung dieses Problems. Wäre das Rededuell Zaleski-Stresemann in Lugano nicht in Erscheinung getreten, so würde man wohl mit der Minoritätenfrage noch einige Jahre gewartet haben. Aber die Proteste, mit denen sich der Völkerbund ständig zu beschäftigen hat, brachten es mit sich, daß auch Staaten, die keinerlei Minoritätenverpflichtungen auf sich genommen haben, heute auf eine Lösung des Problems drängen.

Die Vertreter Hollands und auch Kanadas waren es, die den Völkerbund auf die Notwendigkeit hingewiesen haben, das Minderheitenproblem nicht zu einem Störfrieden Europas ausarten zu lassen. Deutschland, welches eine Reihe von Volksgenossen durch den Friedensvertrag an die Nachbarn abgeben mußte, kann an der Lösung der Minderheitenfrage nicht uninteressiert sein, es hat selbst beim Abschluß der Friedensverträge gegenüber seinen Minderheiten keinerlei Verpflichtungen übernommen und doch ist es bestrebt, wie das Beispiel Preußen beweist, der Frage näher zu treten und seinen Minderheiten die in der Weimarer Verfassung garantierten Rechte zu gewähren. Nachdem es selbst diesen Schritt vollzog, hat es als Mitglied des Völkerbundes auch wohl ein Recht, von ihm zu fordern, seinen Volksgenossen im Ausland mindestens die gleichen Rechte zu gewähren, zumal ja unter seinem Schutz diese Garantien gestellt worden sind. Es ist nicht zu bezweifeln, daß gerade die Neustaaten nicht gern an ihre Pflichten gegenüber ihren Minderheiten erinnert werden. Und man würde wohl auch gern die ganze Frage übersehen, wenn eine vernünftige Politik das Dasein der nationalen Minderheiten erleichtern würde. Aber die Beispiele beweisen, daß es gerade den am meisten mit nationalen Minderheiten durchsetzten Staaten im wesentlichen darauf ankommt, zu zeigen, daß sie geschlossene Nationalitätenstaaten sind. Dieser Umstand treibt zu einer Entnationalisierungspolitik, und die Auswirkung sind die Proteste der Minderheiten beim Völkerbund. Und was die nationalen Minderheiten als Selbsterhaltungstrieb bezeichnen, das wird ihnen als Staatsfeindschaft vom Wirtsvolk ausgelegt. Denn die Fremdkörper müssen ausgerottet werden, so heißt die nationale These, kulturelle und freie nationale Entwicklung die These der Minderheiten. Die Neustaaten glauben ihrer Pflicht genügt zu haben, wenn sie mit schönen Phrasen und demokratischer Umbrämung einige Grundrechte geschaffen haben, ohne auf deren praktische Auswirkung hinzustreben. Und darin unterscheiden sich die Auffassungen zwischen Staatsvolk und Minderheiten.

Die deutsche Regierung hat nun den Antrag gestellt, daß auf die nächste Tagesordnung des Völkerbundsrates die Frage der Minoritäten gesetzt werde. Eine nähere Begründung ist bisher nicht bekannt. Der Antrag hat zunächst einen Sturm der Entrüstung in der polnischen Presse entfacht, und bald wurde auch ein nervöses Echo in Frankreich bemerkbar, welches sich getroffen fühlt, weil seine Elsässer mit dem Zentralismus von Paris nicht einverstanden sind. Böse Zungen behaupten, daß Polen den deutschen Antrag dahin paralysieren wollte, indem es einen Gegenantrag vorbereitete, der vom Völkerbund fordert, daß das Minderheitenrecht auf alle Staaten ausgedehnt werde, die nationale Minderheiten beherbergen. Ob damit nun Italien und Frankreich oder auch andere Großmächte getroffen werden sollten, wollen wir nicht untersuchen, bemerken indessen nur, daß man in Genf abgewinkt hat und der polnische Gegen-

antrag ist bisher nicht eingereicht worden. Niemand wird seitens der nationalen Minderheiten einem solchen Antrag widersprechen, er wäre eigentlich eine ideale Lösung, wenn alle europäischen Staaten ohne Ausnahme gegen ihre Minderheiten die gleichen Verpflichtungen hätten. Ob ein solches Vorhaben auf Erfolg rechnen kann, sei dahingestellt. Tatsache ist, daß den Großmächten die ganze Minderheitenfrage sehr unbequem ist und sie werden die Anträge in irgend einer Kommission zu begraben versuchen. Aber einmal wird man an die Lösung herantreten müssen und das ist ein Verdienst der Redeschlacht Zaleski-Stresemann in Lugano.

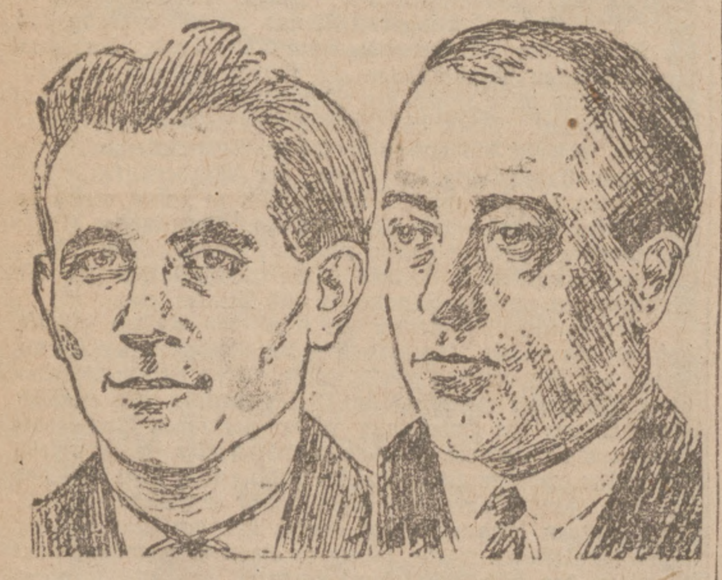
Der kanadische Vertreter beim Völkerbund hat nun dem Sekretariat konkrete Vorschläge unterbreitet, die auf eine tatsächliche Bereinigung der Streitigkeiten hinzielen und die man nicht so mit einer Handbewegung in irgend einer Kommission wird versinken lassen können. Wieweit sie gehen, ist ja aus den kurzen Genfer Meldungen nicht zu ersehen, das Wichtigste steht jetzt schon fest, daß sie auf eine öffentliche Behandlung der Fragen im Völkerbund selbst hinzielen, dann hierfür die Errichtung einer besonderen Kommission beim Völkerbund fordern, die nicht nur die Fragen der Minderheiten zu überprüfen, sondern auch zu erforschen hat. Die ständige Minderheitenkommission beim Völkerbund ist eigentlich eine Forderung, die von den Kongressen der nationalen Minderheiten, von den Verbänden der Völkerbundsliga und zuletzt auch von der sozialistischen Arbeiterinternationale erhoben wurde. In der Schaffung dieser ständigen Minderheitenkommission sehen die Organisationen noch keine endgültige Lösung der Frage selbst, sondern nur eine Institution, die sich mit dem ganzen Problem beschäftigt und zur Lösung die notwendigen Schritte vorbereitet. Gegen eine solche Kommission, die dem Völkerbund einverleibt ist, wenden sich nun einige der Völkerbundstaaten, da sie in ihr eine unbequeme Kontrollinstanz sehen, die auf manche Unzuträglichkeiten hinweisen kann, was jetzt als ein Protest staatsfeindlicher Elemente betrachtet wird. Eine weitere Forderung Kanadas ist die Regelung der Prozedur, unter welcher sich die Proteste und Eingaben an den Völkerbund durch die Minderheiten zu vollziehen haben. Man will eine Möglichkeit schaffen, daß die Gegensätzlichkeiten zunächst zwischen der fraglichen Regierung und den betreffenden Minderheiten bereinigt werden, ehe sie den Völkerbund beschäftigen sollen. Wie man diese Prozedur schaffen will, mag zunächst nebensächlich erscheinen, sie ist zweifellos eine der dringendsten Fragen. Aber auch hiergegen wenden sich einige Staaten und pochen auf ihre Souveränität, obgleich diese doch durch kein Verfahren angetastet wird. Sie befürchten, daß damit das Aktenmaterial des Verfahrens selbst, so manches Schlaglicht auf das Verhalten der Regierungen zu ihren Minderheiten wirft, was man gern vermeiden möchte.

Wir haben absichtlich nur diese zwei Momente hervorgehoben und man sieht schon aus diesen allein die Schwierigkeiten des Problems. Die Minderheiten erwarten von der jetzigen Behandlung durchaus noch keine Lösung, denn es ist sicher, daß zunächst sich eine Kommission mit Vorschlägen befassen wird und erst eine spätere Völkerbundsratstagung die Möglichkeiten untersucht, wie man einer praktischen Lösung am nächsten entgegen kommt. Die Dinge sind auch tatsächlich nicht so einfach, als wenn man leichthin die Forderung nach Gewährung der national-kulturellen Autonomie stellt. Die Minderheitenfrage ist in den verschiedensten Staaten verschieden, und vor allem eine gewisse Nationalpsychose bildet sich ein, daß man mit ein wenig Nachhilfe die Assimilation fördern kann und daher die Hinausschiebung des Problems selbst, das beste Mittel ist, die Lösung der Minderheitenfrage überhaupt zu hintertreiben. Wir geben uns also keinen überschwenglichen Hoffnungen hin, als wenn die Anträge Deutschlands und Kanadas schon die Lösung selbst wären. Und darum erscheint es uns zunächst auch überflüssig, auf die Angriffe einzugehen, mit welchem man die Anträge zur Lösung des Minderheitenproblems bedenkt. Daß das böse Gewissen hier Leitgedanke ist, ist unschwer zu erkennen. Und daß die Angriffe in erster Linie Staatsfeindlichkeit der Minoritäten unterstreichen, ist ein Zeichen der Nervosität, die uns indessen ruhig die Entwicklung der Dinge abwarten läßt. Aber die nationalistischen Quertreiber sollten einsehen, daß sie der Sache ihrer Staaten sehr wenig nützen, wenn sie verdächtigen, statt einer Lösung der Frage ihr Augenmerk zuzuwenden. Die Ausrottungspolitik ist ein schlechtes Mittel und hat bisher in der Entwicklung der Geschichte gegenteilige Früchte getragen. Polen sollte dies am besten aus eigener Erfahrung kennen.

—ll.

Trotzkis Krankheit

Konstantinopel. Am Donnerstag fand bei Trotzki ein Aerzterat statt und stellte fest, daß Trotzki an akuter Malaria leide. Eine Lunge sei erheblich angegriffen. Trotzki will sich von Professor Klemperer behandeln lassen, den er sich kommen lassen will, falls er nicht nach Deutschland reisen sollte. Die Aufenthaltsgenehmigung Trotzkis in der Türkei läuft am 1. Mai ab. Man zweifelt, daß diese Erlaubnis verlängert wird.



Die Opfer eines Justizirrtums
wurden die Arbeiter Hüppler (links) und Jöbges, die im Jahre 1920 wegen Beraubung eines Kassenboten zu fünf bezw. siebeneinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt wurden. Jetzt erst stellte sich ihre völlige Schuldlosigkeit heraus.

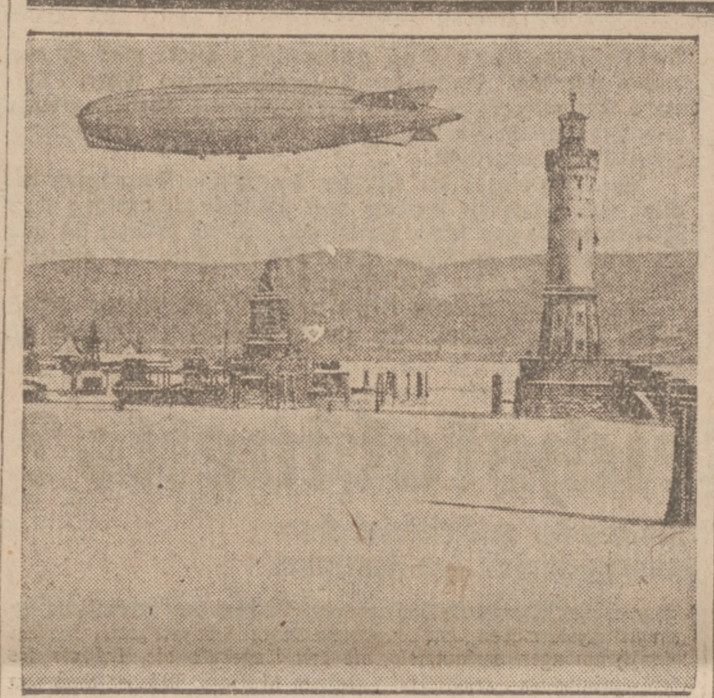
Baldwin in Schwierigkeiten

Die Entscheidung der irischen Royalisten — Baldwin gegen Churchill — Schwächung der Konservativen

London. Ministerpräsident Baldwin gab heute im Unterhause eine Erklärung zur Frage der Entschädigung der irischen Royalisten ab, die auf eine vollständige Unterwerfung unter die Wünsche der Mehrheit der Partei hinausläuft. Baldwin versicherte das Haus, die Regierung könne zwar nicht anerkennen, daß es sich hier um eine Ehrenschuld handele, und daß die verschiedenen Erklärungen einzelner Minister, in denen weitere Zahlungen abgelehnt wurden, die wohlerwogene Haltung des gesamten Kabinetts darstellten. Nichtsdestoweniger wolle die Regierung auf Grund der Wünsche der Mehrheit der eigenen Partei sich nun zur vollen Zahlung der Entschädigungsansprüche der irischen Royalisten verstehen. Entsprechende Unterlagen über die Höhe der Entschädigungen kündigte Baldwin für später an.

Diese Erklärung Baldwins wird in den Kreisen der Opposition, bei der Arbeiterpartei, wie bei den Liberalen, als eine starke Schwächung der Stellung Churchills angesehen. Der Schatzkanzler hatte am vergangenen Dienstag weitere Zahlungen an die irischen Royalisten als unmöglich bezeichnet und diesen Standpunkt sehr entschieden vertreten. Obwohl Baldwin in seiner heutigen Erklärung Churchills wie Amery, der gleichfalls Zahlungen über die früheren Voranschläge hinaus abgelehnt hatte, ausdrücklich in Schutz nahm, schlägt die Opposition aus der ganzen Frage Kapital und weist darauf hin, das das heutige Zurückweichen vor der eigenen Partei den Beginn des inneren Verfalles der Regierung darstelle. Diese und ähnliche Erklärungen liefen allerdings beträchtlich über das Ziel hinaus und wenn es auch schließlich richtig ist, das Churchills Ansehen gelitten hat, so ist auf der anderen Seite sicher, daß Baldwin selbst das uneingeschränkte Vertrauen der gesamten Partei besitzt.

Der Bau der neuen Kölner Rheinbrücke
in einer Höhe von 69 Metern über dem mit Eisschollen bedeckten Strom.



Der Zeppelin über dem vereisten Bodensee
in der Nähe der Einfahrt zum Hafen von Lindau bei seiner Fahrt am 20. Februar, die der Erprobung eingebauter Apparate und Maschinen galt.

Coolidge über die internationalen Beziehungen Amerikas

Neuyork. Bei einer Rede, die der Präsident der Vereinigten Staaten Coolidge in Washington hielt, erklärte er, auf die internationalen Beziehungen Amerikas kommend: „Wir haben kein wichtiges ungeregeltes Problem mit irgendeiner europäischen Regierung, mit Ausnahme Rußlands. Alle außenpolitischen Fragen Amerikas, selbst die des Weltkrieges, wurden, Rußland ausgenommen, geschlichtet.“ Fortfahrend erklärte der Präsident, daß die Achtung und das Vertrauen Europas für Amerika besonders dadurch zu Tage trete, daß man Amerika dringend und einstimmig ersucht habe, bei dem Versuch der Endregelung der Reparationsfragen Rat und Hilfe zur Verfügung zu stellen. Die Regierungen Europas fühlten, daß sie auf Grund des Verhaltens der Vereinigten Staaten Vertrauen haben könnten. Die Mächte wüßten, daß sie durch Amerika Hilfe finden könnten, daß die Vereinigten Staaten immer bereit wären, freundliche Ratschläge zu erteilen, denn Amerika sei mit keiner Mächtegruppe verbündet. Es suche nicht die Isolierung zu seinem eigenen Heil oder um der Verantwortung zu entgehen, sondern weil es dadurch seinen Weltverpflichtungen am besten nachkommen könnte.

Die unsichere Lage in Schantung

London. In Tschifu wurde Freitag heftiger Kanonendonner vernommen. Etwa 15 Meilen von Tschifu ist, wie man annimmt, ein Kampf zwischen den Truppen des Generals Tschang-Tschung-Tschang und denen der Nankinger Regierung im Gange. Die Tschang-Tschung-Tschang einstweilen zur Verfügung stehenden Truppen sollen aber nur 5000 Mann stark sein, doch ist die Lage angesichts der sehr großen demobilisierten Heeresteile in der Provinz sehr ernst. Die Anhänger Tschang-Tschung-Tschangs beherrschen bereits einige wichtige Städte, unter ihnen Kiautschou und das gesamte Gebiet nördlich nach der Grenze von Wei-Hai-Wei zu mit der alleinigen Ausnahme der Stadt Tschifu. Außerdem bestehen Anzeichen für eine Ausdehnung des Einflusses nach westlicher Richtung hin.

Parlamentarische Niederlage der japanischen Regierung

Berlin. Wie Berliner Blätter aus Tokio berichten, erlitt am Freitag das japanische Kabinett eine ernstliche Niederlage durch eine mit 172 gegen 149 Stimmen angenommene gegen Baron Tanaka gerichtete Entschließung des Oberhauses, in der seine „Unvorsichtigkeit und Unachtsamkeit““ im Zusammenhang mit dem am 25. Mai d. J. erfolgten Rücktritts des Unterrichtsministers Mizuno bedauert wird. Es wird erklärt, daß diese Niederlage nur den Charakter einer Warnung habe und einen Rücktritt nicht notwendig zur Folge haben werde, wenn sie auch seine Stellung im Oberhaus schwäche.

Meinungsaustausch unter den Sachverständigen

Paris. Der Freitagnachmittag verlief für die Sachverständigen sitzungsfrei. Es fanden dagegen eine Reihe von Einzelbesprechungen statt, die, wie verlautet, in den nächsten Tagen möglichst stark für den persönlichen und privaten Meinungsaustausch zwischen den Mitgliedern der einzelnen Abordnungen ausgenutzt werden sollen. Wenn man auch auf allen Seiten nur jede Andeutung darüber vermeidet, daß die Arbeit des Fünfer-Ausschusses nicht recht fortschreiten will, so hofft man doch durch den persönlichen Meinungsaustausch diejenigen Schwierigkeiten, die sich in den Sitzungen nicht überwinden lassen, beseitigen zu können. Außerdem gilt es schon jetzt die großen Aussprachen über die Kernprobleme der Entschädigungsfrage, die man für die nächste Woche nach Aufstellung des Programms durch den Fünfer-Ausschuß erwartet, in Einzelaussprachen vorzubereiten und die Kollegen über den eigenen Standpunkt zu unterrichten, bevor man ihn in öffentlicher Sitzung zur Sprache bringt. Diese Fühlungnahme hinter den Kulissen, die sich bei den Politikern so oft als recht erfolgreich erwiesen hat, dürfte bei den Wirtschaftlern gleichfalls nicht ohne Erfolg bleiben.

Die Finanznot der Sieger

Die Abhängigkeit der Verbündeten von Deutschland.

Paris. Der ehemalige Minister Le Trocquer erklärte in einem Vortrag, wenn sich Deutschland weigern sollte, den Verbündeten ihre wesentlichsten Kriegskosten zu bezahlen, würde es diesen unmöglich sein, sich ihren Bankiers gegenüber von ihren eigenen Schulden zu befreien. Wenn Berlin nicht zahlen wolle, würden die Verträge Berenger-Mellon und Caillaux-Churchill nicht ausführbar sein. Frankreich würde nicht in der Lage sein, sein Wort zu halten, eben weil das deutsche Reich versage.

Das neue Kabinett Hoovers

London. Von maßgebender Seite in Washington wird erklärt, daß folgende Posten in dem Kabinett Hoovers endgültig besetzt seien: Staatsdepartement Henry Stimson, Schatzamt Mellon, Innenminister Ray Lymsn Wilbur; weiter verlautet, daß die Ernennung Charles Francis Adams zum Marineminister und die von Walter Brown endgültig in Aussicht genommen ist. Freunde von Senator Borah versichern, daß dieser die Einladung Hoovers, in das neue Kabinett als Generalstaatsanwalt einzutreten, ablehnte und es vorziehe, Vorsitzender des auswärtigen Ausschusses des Senats zu bleiben.

Die Sonntagsaufmärsche in Wien

Wien. Die Besprechungen der Polizeidirektion mit den Veranstaltern der Aufmärsche der Heimwehren und des republikanischen Schutzbundes am Sonntag sind beendet. Die Durchführung der Aufmärsche ist so geregelt, daß man jede Zusammenstoßmöglichkeit zwischen beiden Gruppen für ausgeschaltet hält. Der Umfang der sozialdemokratischen Kundgebung wird dadurch wesentlich verringert, daß davon Abstand genommen wird, auch die Wiener Arbeiterschaft geschlossen aufmarschieren zu lassen. Der Schutzbund dürfte mit 10 000 Mann und der Heimatschutz mit 8000 Mann aufmarschieren. Beide Gruppen werden zeitlich und räumlich getrennt durch bestimmte Straßen marschieren. Die Teilnehmer sollen nach der Auflösung bezirksweise geschlossen abmarschieren. Da die Führer beider Gruppen erklärt haben, selbst für die Wahrung der Ordnung einzutreten, wird die Polizeidirektion von der Anforderung von Bundestruppen absehen.

Neun Personen auf dem Rheineis abgetrieben

Duisburg. Am Freitag gegen 7 Uhr brach unter lautem Knall das Eis an der Homberger Brücke und schwamm rasend schnell auf der ganzen Strombreite ab, so daß der Rhein zwischen Homberg, Ruhrort und Lahr ganz eisfrei daliegt. Bei dem Abgang des Eises konnten neun Personen nicht mehr ans Land kommen und wurden abgetrieben. Zwei Personen gelang es später oberhalb Hombergs-Ort sich durch Abspringen ans Ufer zu retten. Sechs dagegen wurden erst durch die Feuerwehr mit Stricken und Leitern ans Ufer gebracht. Der neunte Abgetriebene konnte erst unterhalb Haus-Knipps von drei Beamten einer Schiffahrtsgesellschaft unter Einsetzung ihres eigenen Lebens gerettet werden.

Im Laufe des Abends ist auch bei Hamborn der Rhein vom Eis freigeworden. Bei Alsum zeigt der Rhein kein Eis mehr, während sich nach Orsoy hin breite Wasserrinnen im Packeis zeigen. Das abgetriebene Eis hat eine Schiffsanlegebrücke abgerissen und fortgeschwemmt.

Polnisch-Schlesien

Fast unglaublich . . .

Man möchte es kaum glauben, und doch ist es Tatsache, daß die gestrige „Polska Zachodnia“ — beschlagnahmt worden ist. Auf den Antrag des Redakteur Kustos hin, der sich durch den Artikel dieses übelbeleumdeten Blattes „Od Korfantego do Kustosa“ verletzt fühlte, dem auch durch den Richter Lipka stattgegeben wurde.

Darüber ist die „Polska Zachodnia“ maßlos wütend, was wir aus dem Elaborat darüber in ihrer heutigen Ausgabe lesen. Am liebsten möchte sie da den guten Jan Kustos fressen und, man liest es zwischen den Zeilen, auch den Richter Lipka. Und bei diesem papiernen Wutausbruch dürfte es nicht verbleiben, Kollege Rumun wird wahrscheinlich noch andere Wege gehen, denn die sind ihm ja nicht unbekannt, die kennt er ja noch aus seiner Oppelner Zeit, die allerdings einen sehr peinlichen Abschluß nahm. Und wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß es irgendwo gewisse Nasenstüber setzen wird, denn ungestraft kann man eine „Polska Zachodnia“ nicht beschlagnahmen lassen.

Nicht uninteressant ist es, wie die Beschlagnahme durchgeführt wurde. Die Zeitungsstände wurden zwar von den Polizeibeamten abgesucht, aber in den Kneipen und Restaurationen war die „P. Zachodnia“ noch überall in den Nachmittagsstunden anzutreffen. Außerhalb Kattowitz merkte man überhaupt nichts von der Beschlagnahme.

Kunststück . . .

Aber vom Kunststück können wir nicht sagen, wenn der „Volkswille“ oder ein anderes Blatt der Konfiskation verfällt. Da werden Dutzende von Polizeibeamten aufgeboten, die fieberhaft jede Ecke durchsuchen, jeden pakettragenden Passanten anhalten und selbst in den Straßenbahnen Umschau halten. Und was für ein Gesuche erst in den Gemeinden und Dörfern. Posterunkes stehen an den Bahnhöfen, an den Straßenbahnhaltestellen und lauern mit Argusaugen, ob da nicht so ein gefährliches Blatt zum Vorschein kommt. Der Eifer geht soweit, daß man am liebsten in die Wohnungen der den Behörden nicht unbekannten Abonnenten dieser Blätter hingehen möchte. Es ist auch schon vorgekommen.

Ja ja, da leistet die Kattowitzer Polizeidirektion Wunderdinge.

Die Haftbeschwerde Ulitz' abgelehnt

Die am Freitag durch Dr. Baj eingereichte Haftbeschwerde im Falle Ulitz ist gestern vom zuständigen Untersuchungsrichter abgelehnt worden.

Wie wir noch aus zuverlässiger Quelle erfahren, beruhen alle Gerüchte, wonach die Anklage gegen Ulitz erweitert worden sei, wie das die polnische Presse vom Schlage des „Il. Kurjer“ und „Expreß Poranny“ hervorhebt, nicht den Tatsachen. Nach wie vor wird die Beschuldigung der Beihilfe zur Flucht Militärpflichtiger aufrecht erhalten.

In den nächsten Tagen jedoch dürfte die Angelegenheit Ulitz eine überraschende Wendung nehmen.

Die gutfundierte Generalna Federacja Pracy

Fortgesetzt lesen wir in der „Polska Zachodnia“, was für Fortschritte ihr Lieblingskind, die Generalna Federacja Pracy macht. Das ist auch kein Wunder, wenn man erfährt, wie die Federacjaleute arbeiten.

Aus ganz zuverlässiger Quelle erfahren wir, daß alle diejenigen, die ihr beitreten, keinerlei Beiträge zu entrichten haben, wenn sie das nicht wollen. Können vielmehr eine Unterstützung erhalten, sofern sie eine Notlage angeben, die durchaus nicht nachgewiesen werden muß. Oberschlesier werden in der Federacja bevorzugt und vorläufig mit Handschuhen angefaßt, also sehr gut behandelt.

Jetzt wissen wir, warum diese Organisation Fortschritte macht. Keine Beiträge und noch dazu Unterstützungen, das läßt man sich schon gefallen. Nur nicht ganz klar ist uns, woher die Federacja ihre Gelder bezieht. Sollten da wieder gewisse Dispositionsfonds eine Rolle spielen? Es sieht so aus.

Hoffentlich haben unsere Zeilen den Erfolg, daß der Zulauf zu der Federacja ein noch größerer wird. Warum soll man auch diese schöne Gelegenheit, einige Zlotys mühelos zu verdienen, nicht ergreifen. Ueberhaupt, da nicht von der Hand zu weisen ist, daß sogar die Steuerzahler für die Federalisten herhalten müssen.

Strafverfahren gegen den Wojewodschaftsrat Dr. Bobr

Wie uns berichtet wird, ist gegen den Wojewodschaftsrat Dr. Bobr wegen dienstlichen Verfehlungen ein Strafverfahren von der Staatsanwaltschaft eingeleitet worden. Staatsanwalt Dr. Zand leitet die Untersuchung.

Verwunderlich ist nur, daß Herr Dr. Bobr sich weiter im Dienst befindet.

Folgen des Wolfsschreckens

Als die Märchen über das Eindringen der Wölfe in das oberschlesische Industriegebiet am krassesten verbreitet wurden (siehe „Polska Zachodnia“), geschah es, daß einer dieser schrecklichen Wölfe auch in der Nähe der Porzellanfabrik in Kattowitz-Zawodzie gesichtet wurde. Es wurde auch gleich Jagd auf das arme Tier gemacht und der „Wolf“ wurde wie verlautet von der Feuerwache getötet, welche ihrerseits sehr stolz auf diese Heldentat war. Am nächsten Tage vermißte der Direktor der Chemischen Fabrik Pendracki seinen Wolfshund. Es kam zur Forderung einer Entschädigung für das Erschlagen des Wolfshundes. Wie es heißt, soll diese „Wolfs“-Affäre ein gerichtliches Nachspiel nach sich ziehen, weil man vom Wolfshund auf verschiedene Wölfe in Schafskleidern gebracht wurde, welche in der Porzellanfabrik eine wirtschaftliche Menschenfresserei betreiben, die gefährlicher ist als hunderte wirklicher Wölfe. Selbst die Wojewodschaftsbehörde hat ein Interesse daran gefunden und befaßt sich mit den Voruntersuchungen gewisser böser Sachen, deren Veröffentlichung einen Skandal aufdecken würde, in welchem sogar andere hochstehende Wölfe ihre Wolfskrallen hineingetaucht haben.

Klerikale Rüstungen

Ein Damm gegen den Sozialismus — Gegen Umsturz und Unglauben

Mit der Schaffung der bischöflichen Diözese in Kattowitz wollte man nicht nur dem schlesischen Volke einen Bischof geben, sondern mit Rücksicht auf die Schwerindustrie einen Damm gegen den Vormarsch des Sozialismus aufrichten. Ist doch klar, daß ein Bischof seine Tätigkeit nicht allein auf die Ausübung des Gottesdienstes beschränkt, sondern sich, wenn auch in unauffälliger Weise und auf indirektem Wege in die sozialen Kämpfe hineinmischt und sie im Sinne der kirchlichen Lehre zu beeinflussen sucht. Wie die Kirche über die sozialen Kämpfe der Arbeiterschaft denkt, ist ja allgemein bekannt, als auch die Tatsache, daß sie ihren ganzen Einfluß aufbietet, um die Arbeiter vor eventuellen Lohnkämpfen abzuhalten. Es hat sich in der letzten Zeit gezeigt, wohin in politischer Richtung die bischöfliche Kurie steuert. Die Auftritte des schlesischen Klerus gegen die Arbeiterabzeichen anläßlich von Begräbnissen und das Verbot von Ansprachen auf den Friedhöfen lassen erkennen, daß die Kirche sich überall hineinmischt und stets die Partei gegen die klassenbewußte Arbeiterschaft ergreift. Sie steht eben im Kampfe gegen den Sozialismus und bildet eine der Hauptstützen des Kapitalismus. Wir erachten daher für geraten, das Beginnen der bischöflichen Kurie, sobald ihre Tätigkeit die üblichen kirchlichen Gebräuche überschreitet, entsprechend zu beleuchten.

Die bischöfliche Kurie geht sehr vorsichtig vor und bedient sich mit Vorliebe von Personen aus den bürgerlichen Kreisen. Das sehen wir beim Kirchenbau in Kattowitz. Dieser Bau, der noch kaum zu sehen ist, hat schon viele Millionen öffentliche Gelder verschlungen und die Mittel sollen bereits erschöpft sein. Da verfiel der schlesische Klerus auf den Gedanken, die ganze Sorge um den Dombau in Kattowitz einem besonderen Komitee aus Vertretern der Schwerindustrie und der bürgerlichen Intelligenz zu überlassen. Leiter dieses Komitees ist Direktor Balzer vom Hüttensyndikat und als zweiter soll ein Deutscher in dieses Komitee einspringen. Zum Schriftführer wurde der Arzt Dr. Hlond bestimmt. Sie sollen das Geld beschaffen, gleichgültig von wem. Die Verantwortung für den Bau des Domes und des Bischofspalastes fällt nun auf dieses Komitee und nicht auf den Klerus. Der Kirchenbau ist es gerade, der den schlesischen Klerus vorläufig noch von einem offenen Kampf mit dem Sozialismus abgehalten hat, und nachdem dieses Komitee geschaffen wurde, müssen wir mit einem aggressiven Vorgehen des Klerus gegen den Sozialismus rechnen. Alle Anzeichen sprechen bereits dafür und wir müssen uns auf einen harten Kampf vorbereiten.

Die bischöfliche Kurie hat ein Organisationskomitee für die Schaffung einer Kampfesorganisation gegen „Umsturz“ und den „Unglauben“ ins Leben gerufen. Dieses Komitee arbeitet an einem Organisationsstatut für eine klerikale Männerorganisation für die schlesische Wojewodschaft, die ungefähr nach dem Muster des Jungmännerbundes geschaffen werden soll. Ihr Zentralsitz bleibt Kattowitz und in allen Gemeinden werden Ortsgruppen gegründet, die unter Leitung des Ortspfarrers stehen sollen. Schon am 24. Februar wird in Kattowitz eine Konferenz der neuen Organisation stattfinden und die neue Verbandsleitung wählen. Die Initiative zu dieser Neugründung soll vom Bischof Lisiecki ausgegangen sein. In dem Aufruf heißt es, daß der Zweck dieser neuen Organisation, das Beschützen der Kirche gegen die Feinde sein soll und sie solle die Stirn allen Kirchenfeinden bieten. Also eine klerikale Kampfesorganisation soll geschaffen werden und wer der Feind ist, wissen wir alle. Es sind dies die klassenbewußten Arbeiter, die Sozialisten. Ueber Nacht ist uns da eine feindliche Organisation entstanden, die wohl nichts unversucht lassen wird, um uns den ohnehin schweren Kampf noch weiter zu erschweren.

Der Mörder mit dem lächelnden Knabengesicht

Sensationeller Mordprozeß in Lodz — Der Mörder nimmt das Urteil, das auf Tod durch Erhängen lautet, lachenden Gesichtes auf

Eines der furchtbarsten Verbrechen, die in Lodz jemals begangen wurden, fand vorgestern vor dem Gericht seine Sühne.

Stanislaw Lanjucha, der 19jährige Bursche, der dreifache Mörder, hatte sich vor den Schranken des Gerichts zu verantworten. Wenn man bedenkt, welch ungeheures Aufsehen diese vor ungefähr vier Monaten verübte Bluttat in Lodz hervorgerufen hat, so kann man das große Interesse, das diesem Prozeß entgegengebracht wurde, verstehen. Noch lange vor der angesetzten Zeit waren vor dem Gebäude des Bezirksgerichts große Menschenmengen versammelt, die mit Ungeduld die Ankunft des Gefängniswagens erwarteten, um den blutigen Mörder auch von Angesicht zu sehen. Eine starke Abteilung berittener und Fußpolizei hatte alle Hände voll zu tun, um die neugierige Menge im Schach zu halten. Der große Saal Nr. 56 im zweiten Stock war bereits vor 9 Uhr von Hunderten sensationslüsterner Menschen angefüllt. Und immer noch hält Zustrom an. Die Sitzplätze sind bereits längst besetzt und auch ein Stehplätzchen ist kaum noch zu erhalten. Das Gedränge wird immer beängstigender, die Luft immer schwüler. Besonders ins Auge fällt die große Anzahl der Frauen, die weit stärker als die Männer vertreten sind. Auch einige Photographen haben sich vor dem Richtertisch aufgestellt. Schier unersättlicher Sensationshunger ist auf den Gesichtern aller zu lesen. Die in den vorderen Reihen Sitzenden betrachten mit Spannung alle Bewegungen des Gerichtspersonals, die im hinteren Teil des Saales befindlichen Zuschauer stellen sich auf die Zehenspitzen, um auch etwas zu sehen und . . . sterben sozusagen vor Neugierde.

Gegen 9.30 Uhr geht vom Eingang aus ein allgemeines Räuspern durch die Reihen: Man bringt den Mörder! Aller Augen schauen erwartungsvoll nach der Eingangstür, woher der blutrünstige Mordbube herkommen soll. Die aufgeregte Phantasie des Zuschauers malt sich einen Mörder aus, wie man ihn im Buche liest: man erwartet eine in Fesseln gelegte kräftige Gestalt mit rohen Gesichtszügen und abstoßendem Aeußeren. Doch wird man aus dieser Phantasievorstellung plötzlich herausgerissen: Herein tritt, von vier großen kräftigen Polizeimännern begleitet, ein knabenhafter Jüngling, schmächtig und klein, fast noch ein Kind mit sanften Gesichtszügen und friedlichem Blick: Stanislaw Lanjucha. In etwas geduckter Haltung geht er nach der Anklagebank, legt mit einem raschen Griff den Mantel ab und nimmt, einen schweifenden Blick in den Zuschauerraum werfend, auf der Anklagebank Platz. Der müde Zug im Gesicht zeugt von starken seelischen Kämpfen, die in dem Jüngling während der viermonatigen Untersuchungshaft getobt hatten. Man hat den Eindruck, als könnte er keinem Menschen ein Haar krümmen, viel weniger ein so grausiges Verbrechen ausdenken und mit solcher Konsequenz durchführen . . .

Wenige Augenblicke nach dem Eintreffen Lanjuchas umzingeln die Photographen die Anklagebank, um ihn zu photographieren. Dies kommt dem kindhaften Verbrecher höchst komisch vor, er kann sich eines Lächelns nicht erwehren, schlägt die Augen nieder, schüttelt mit dem Kopf und lächelt weiter. Als ihn die Photographen immer wieder unter das Kreuzfeuer der Objektive nehmen, sucht er sich hinter dem Holzverschlag der Anklagebank zu verstecken. Mit einem Wort: ein Gebahren, wie das eines großen Kindes. Und als der Vorsitzende beim Beginn der Verhandlungen die Personalien des Angeklagten feststellt und ihn nach dem Glaubensbekenntnis fragt, umspielt wiederum ein knabenhaft dummes Lächeln seinen Mund. Gar witzig kommt ihm die Frage des Vorsitzenden vor, ob er verheiratet oder noch ledig sei. Es erscheint ihm höchst lachhaft, daß man ihn schon für verheiratet halten könnte.

Das psychologische Rätsel um den Burschen wird noch verworrener, wenn man diesem kindlichen Benehmen die teils von Selbstbewußtsein und Abfälligkeit zeugenden weiteren Antworten an den Vorsitzenden gegenüberstellt. Die Frage des Vorsitzenden, ob er einen Verteidiger habe, beantwortete er lakonisch mit den Worten: „Wozu das, eine Verteidigung ist überflüssig.“ Eine ebenso abschlägige Antwort gibt er auf die Frage, ob er lieber auf an ihn gerichtete Fragen antworten oder den Hergang der Tat von sich aus erzählen wolle, indem er sagt: „Wozu alle diese Fragen? Ich habe mich zur Schuld bekannt und halte es für überflüssig, jetzt darüber zu sprechen!“

Während nun einerseits aus dem jugendlichen Mörder das sich seiner furchtbaren Tat nicht vollbewußte Kind spricht, tritt andererseits wiederum ein ungewöhnliches Selbstbewußtsein und zum Teil auch Trotz zutage. Und hier wirft sich die Frage auf: Steckt in dem grausamen Mörder wirklich noch das Unbewußte, das Kindhafte oder aber ist es verbrecherisches, abgefeimtes Spiel? . . .

Während der ganzen Zeit der Verhandlung hatte der Angeklagte das Gesicht vom Publikum abgewendet oder aber den Kopf in die Hände gestützt, auf dem Pult der Anklagebank liegen. Den Aussagen der Zeugen brachte er nur wenig oder gar kein Interesse entgegen.

*

Dem genauen Beobachter dürfte eine ergreifende Szene beim Durchgang der Zeugen nach dem für sie bestimmten besonderen Raum nicht entgangen sein. Die Mutter Lanjuchas versuchte an die Anklagebank heranzutreten, um wahrscheinlich mit ihrem Sohn ein paar Worte zu wechseln. Doch wurde sie von den Polizisten zurückgehalten. Mutter und Sohn konnten nur einen vielsagenden Blick austauschen, denn in den Augen der Mutter ist Stanislaw Lanjucha trotz alledem noch immer ihr lieber Sohn und kein Mörder . . .

Lanjucha nahm das Urteil, das nach zweitägiger Verhandlung gefällt wurde, und das auf Tod durch Erhängen lautete, mit lachendem Gesicht auf. Sein Vater fiel in Ohnmacht.

Eine Geschichte von unten

Unter den Arbeitern der Hedwigwunschgrube in Borsigwerk erzählt man sich folgende nachdenkliche Geschichte und lacht dabei:

Haust auf dem Pochhammerflöz der Hedwigwunschgrube ein alter, sich verdient gemachter Maulesel. Selbstverständlich hat man diesen Zugesel nicht zum Vergnügen oder nur zum Fressen die vielen hundert Meter heruntergeschafft.

Man verwendet ihn zum Abholen der vollen Kasten, die er aus den Umbrüchen auf die Strecke bringt. Die Kohlenkasten, seit kürzlich aufgestockt, sind ja nicht dazu da, daß sie von den schuftenden Schleppern gefüllt in den Umbrüchen stecken bleiben, sie müssen ja über Tage geschafft werden, und zu dieser Arbeit spannt man den Maulesel vor, der für gewöhnlich mit vier Kasten losfährt.

Eine Nachtschicht visitiert der Obersteiger Dr. die Strecke, bemerkt den Esel und befiehlt — das macht er natürlich mit viel Krach! —, daß der Maulesel statt mit nur vier, mit acht Kasten fahre. Der Esel wird also jetzt gleich vor acht Kasten gespannt; aber nichts zu machen. Der Begleiter wütet, der Obersteiger Dr. treibt mit seiner gewohnten Courage an, man schlägt, schlägt mit dem Stiel der Peitsche, nichts zu machen, unser Esel läßt den Kopf mit den langen Ohren hängen, denkt, daß diese Grube eine Hölle und daß Obersteiger und alle Antreiber Teufel seien und rückt sich nicht von der Stelle. Er fährt erst wieder, als er vor seine vier üblichen Kasten gespannt wird.

Diese lehrreiche Geschichte verdiente eigentlich ein Kommentar. Aber der, der lesen kann, wird in ihr ein Illustrationsbeispiel von dem Tier- und Menschenleben auf unsern oberschlesischen Gruben finden.

Eine abenteuerliche oberschlesische Gefangenenbefreiung

Der Kraftdroschkenbesitzer Siegfried Czogallik aus Gleiwitz, sein Bruder und seine zukünftige Schwägerin waren angeklagt, den Bruder des Czogallik, der als Untersuchungsgefangener in einem Krankenhaus sich befand, von dort befreit zu haben. Die Befreiung ging derart vor sich, daß der Kranke an einem Seil aus dem im zweiten Stock liegenden Krankenzimmer zur Erde gelassen wurde. Czogallik und die mit ihm Angeklagten leugneten, die Tat begangen zu haben; sie wurden aber von der Strafkammer beim Landgericht Gleiwitz am 21. Juli 1928 an Stelle von 10 Tagen Gefängnis zu je 100 Mark Geldstrafe verurteilt. — Gegen dieses Urteil legten sie Revision ein, die vom 2. Strafsenat des Reichsgerichts in seiner Donnerstagsitzung als unbegründet verworfen worden ist. Die Strafkammer habe zwar keine Tatzeugen gehabt, auch habe man den befreiten Gefangenen noch nicht wieder in Haft nehmen können; trotzdem aber habe die Strafkammer festgestellt, daß nur die Angeklagten als Täter in Frage kommen könnten, und diese Feststellung könne vom Reichsgericht nicht aufgehoben werden.

Kattowitz und Umgebung

Achtung, Kinderfreunde Kattowitz!

Am Sonntag, den 24. Februar, treffen sich die Mädel um 4 Uhr nachmittags im Zimmer 26. Freundschaft.

Deutsches Theater Kattowitz. Am Sonntag, den 24. Februar, gelangt Fitzeks „Menschen des Untergangs", um 4½ Uhr zum letzten Male zur Aufführung. Abends 7½ Uhr wird „Irrgarten der Liebe" gespielt. Montag, den 25. Februar, kommt um 7½ Uhr „Schieber des Ruhms", und um 10 Uhr ein Gastspiel der Tegernseer Bauernbühne u. zw. „Ehestreik", zur Aufführung. Donnerstag, 28. Februar, wird die Oper „Don Juan" wiederholt.

Sinfonie-Konzert. Wie bereits gemeldet, veranstaltet die Leitung der Deutschen Theatergemeinde am Montag, den 4. März, mit dem auf 34 Mann verstärkten Orchester des Oberschlesischen Landestheaters ein großes Sinfoniekonzert. Das Programm bringt zunächst die „Romantische Ouvertüre" von Thille, des in München verstorbenen Neuromantikers. Sodann folgt das E-moll-Violin-Konzert von Mendelssohn. Solist ist der Konzertmeister des Orchesters Adolf Winkler. Als Höhepunkt des Abends ist die hiesige Uraufführung der „Sinfonischen Fantasie" von Prof. Robert Jaeger-Kattowitz zu benennen. Der Komponist wird selbst am Dirigententisch erscheinen. Ueber die Komposition ist schon viel in der deutschen Presse geschrieben worden. Die Uraufführung erfolgte im Rahmen eines Sinfoniekonzertes im Bachsaale zu Berlin durch das Berliner Sinfonieorchester unter Emil Bohnke. Schon aus diesem Umstande geht deutlich hervor, daß es sich hier um ein ganz bedeutendes Orchesterwerk handelt. Ueber die Uraufführung schreibt beispielsweise die „Berliner Börsenzeitung": „Zum Schluß des Abends gab es eine Erstaufführung, Sinfonische Fantasie, die der Komponist Prof. Robert Jaeger-Katowice selber dirigierte. Man merkt diesem architektonisch geschickt aufgebauten Werke an, daß es thematisch, in der Durchführung und in der Orchestrierung besonders an Mahler erinnert." Als letzte Nummer meldet das Programm: Marsch aus der Oper „Die Liebe zu den drei Orangen" von Serge Prokofieff. Das Konzert findet im Kattowitzer Stadttheater statt. Der Vorverkauf hat an der Kasse des Deutschen Theaters bereits begonnen. Da mit einem sehr starken Besuch dieser seltenen Veranstaltung zu rechnen ist, wird empfohlen, sich rechtzeitig mit Eintrittskarten zu versorgen.

Philharmonisches Orchester Kattowitz. Heute, Sonnabend, abends 8,15 Uhr, außerordentliche Generalversammlung mit gemütlichem Beisammensein in der Erholung, 1. Stock. — Nächsten Montag, 8 Uhr Probe im Lyzeum.

Rhythmisch-gymnastischer Abend der Volkshochschule. Heute, Sonnabend, 8 Uhr, hält in der geheizten Aula des Lyzeums die diplomierte Gymnastiklehrerin der Beuthener Volkshochschule, Fräulein Lilia Swoboda, einen Vortrag über Sinn und Bedeutung der rhythmischen Gymnastik, der durch Vorführungen ihrer Schülerinnen ergänzt werden wird. Eintritt 1 Zloty, für Jugendliche 50 Groschen. Vorverkauf in der Buchhandlung von Hirsch.

Englischer Zirkel. Am kommenden Mittwoch um 8,20 beginnt der englische Zirkel für Fortgeschrittene mit der Lektüre von Galsworthy, Selected Tales, und zwar zunächst „Aeme". Anmeldungen werden noch angenommen.

Zuchthaus für den Rokittnitzer Straßenbahnanschlag

Wie erinnerlich, wurde im Sommer 1927 die städt. Straßenbahn, als sie von Wieschowa nach Beuthen fuhr, am Ausgang von Rokittnitz von angetrunkenen Burschen angehalten und zum Stehen gebracht. Als der Wagenführer auftragsgemäß den beiden jungen Leuten die Mitfahrt verweigerte, wurde er von ihnen beschimpft und beide machten Anstalten, gegen ihn tätlich vorzugehen. Erst den vereinigten angestrengten Bemühungen des Fahrpersonals und einiger Fahrgäste gelang es dann, die Rohlinge von der Plattform des Wagens, auf die sie sich bereits hinaufgedrängt hatten, zu entfernen. Nun wollten sich die Rowdys dadurch rächen, daß sie von den an der Chaussee lagernden Schottersteinhaufen einzelne Steine auflasen und gegen die sich bereits wieder im Fahren befindliche Straßenbahn schleuderten. Es gingen dadurch mehrere Scheiben in Trümmer und ein Fahrgast wurde, allerdings nur leicht, verletzt. Dem Straßenbahnführer sauste einer der Steine dicht am Ohr vorbei und es war nur einem glücklichen Zufall zu verdanken — der Strom setzte aus — daß es nicht zu unübersehbarem Schaden kam.

Bereits im Vorjahre, am 3. November, beschäftigte das Gericht sich mit diesem Ueberfall, indem sich der Grubenarbeiter Anton Monziwoda aus Miechowitz, einer der Täter, wegen vorsätzlicher Gefährdung eines Eisenbahntransportes, Widerstands gegen die Staatsgewalt, Körperverletzung, Sachbeschädigung, Bedrohung und Beleidigung zu verantworten hatte.

Das Schöffengericht kam damals zu der Ansicht, daß sich der Angeklagte im Sinne des Eröffnungsbeschlusses schuldig gemacht habe und verhängte gegen ihn eine Zuchthausstrafe von einem Jahr einer Woche, weiter einer Woche Haft wegen Angabe eines falschen Namens und drei Jahren Ehrverlust. Bei diesem Urteil beruhigten sich weder die Staatsanwaltschaft noch der Angeklagte, sodaß die ganze Angelegenheit am Freitag nochmals vor der Großen Strafkammer als Berufungsinstanz aufgerollt wurde. Die zweite Instanz traf dieselben Feststellungen, wie das Schöffengericht und beließ es unter Verwerfung beider Berufungsanträge bei der vom Schöffengericht gefällten Entscheidung.

Das Budget der Stadt Myslowitz

Ausgaben und Einnahmen 5 856 503 Zloty — Der Besitz: 20 000 000 Zloty — 92 000 Zloty für die Armen — 760 600 Zloty für die Fertigstellung des Centralviehhofes

Bei der letzten Magistratssitzung wurde folgendes Budget für das Rechnungsjahr 1929-30 angenommen: Allgemeine Verwaltung 1.690.100 Zloty. U. a. sind im Verwaltungsbudget 419.518 Zloty, Kommunalvermögen 31.000 Zloty, Schuldenzahlungen 432.134 Zloty, Städt. Wagenpark 22.033 Zloty, Aufklärung 205.086 Zloty. Schulwesen: Hum. Gymnasium 116.096 Zloty, Fortbildungsschule 30.360 Zloty, Handelsschule 5000 Zloty, Kultur und Kunst 10.550 Zloty, Ausstellung in Posen 10.000 Zl., Oeffentliche Bibliothek 5.120 Zloty, Archiv, Museum und Bücherei 750 Zloty, Oeffentliche Gesundheitspflege (städt. Krankenhaus) 156.490 Zloty, Militärische Jugenderziehung 3.800 Zloty, Parkanlagen 14.400 Zloty, Oeffentliche Fürsorge 155.490 Zloty (darin für Kinderbekleidung der Armen in den Volksschulen 15.000 Zloty, für die Waisenhilfe und das Waisenhaus 23.300 Zloty, für allgemeine Armenunterstützung 92.000 Zloty, für die Arbeitslosen 18.800 Zloty), Oeffentliche Sicherheit 89.400 Zloty (darunter für das Mietseinigungsamt 9.800 Zloty, Handelsgericht 1.000 Zloty, Freiwillige Feuerwehr 10.600 Zloty, Straßenbeleuchtung 60.000 Zloty). Erste Rate der valorisierten Einlagen ein Fünftel bei der städt. Sparkasse, 32.000 Zloty.

Darüber hinaus wurden bewilligt: für die städt. Unternehmungen: Elektrizitätswerk 454.000 Zloty, Gasanstalt 319.486 Zloty, Städt. Wasserwerk 244.300 Zloty, Städt. Schlachthaus 162.000 Zloty in Einnahmen und Ausgaben.

Im Präliminar sind außerdem außergewöhnliche Ausgaben vorgesehen, wie: für die Fertigstellung des Zentralviehhofes 760.617 Zloty, Bau eines neuen Wohnhauses 180.000 Zloty, Bau einer Bedürfnisanstalt an der Neuen-Kirchstraße 10.000 Zloty, Häuserrenovierung 19.000 Zloty, Ausbau des elektrischen Beleuchtungsnetzes 25.000 Zloty, Neues Feuerwehrdepot mit Uebungsturm 200.000 Zloty, für ein Feuerwehrdepot in Städt.-Janow 50.000 Zloty, Pflasterung der Schlachthausstraße 80.000 Zloty, Beschüttung der Waldstraße in Städt.-Janow 9.000 Zloty, Regulierung des Ringes an der Kirche sowie des Kirchplatzes 90.000 Zloty, Pflasterung der Chaussee Myslowitz-Schoppinitz (Wilhelminenhütte) 230.000 Zloty, Rohrleitung auf der Zahnstraße 5.000 Zloty, für die Regulierung und Pflasterung der Strumienski-, Brücken-, Enten-, Nasse-, Berg- und Slupnaer-Straße 500.000 Zloty, für die Anlage eines Botanischen Gartens 15.000 Zloty und für die Kanalanlage 3.000 Zloty.

Die außergewöhnlichen Ausgaben für Aufklärung belaufen sich auf eine Gesamtsumme von 700.000 Zloty. Darunter für den Bau einer neuen Volksschule 600.000 Zloty, einer Turnhalle an der Volksschule in Städt.-Janow 80.000 Zloty, für Inventar und Ausstattung eines Physikalischen Kabinetts 20.000 Zloty, für den evtl. Ankauf eines Schulgebäudes 100.000 Zloty.

Das Gesamtbudget beläuft sich in Einnahmen und Ausgaben auf 5.856.503 Zloty. Das Gesamtvermögen der Stadt Myslowitz beträgt nach den neuesten Zusammenstellungen 20.000.000 Zl. Nachträglich wurden einige Zusatzkredite für Verwaltungszwecke für das Jahr 1928-29 bewilligt und zwar in Höhe von 143.692,80 Zloty. Die Deckung hierfür ergibt sich aus Erhöhungen der Einnahmen für das Jahr 1927-28.

Zum Schluß wurden einige Verwaltungsangelegenheiten erledigt. —h.

Hinter verschlossenen Türen. Unter Ausschluß der Oeffentlichkeit wurde gegen die Büroangestellte Gertrud L., den Fleischbeschauer Otto R. aus Kattowitz und die Witwe Anna F. aus Nowa Wies vor dem Landgericht in Kattowitz verhandelt. Die ersten beiden Angeklagten unterhielten seit längerer Zeit ein intimes Verhältnis, welches nicht ohne Folgen blieb. Der Angeklagte, welcher verheiratet ist, verwies seine Geliebte an die mitangeklagte Witwe F., welche bei dem Mädchen unerlaubte Eingriffe vornahm und die Leibesfrucht später in eine Kloakenanlage warf. Die Ehefrau des Angeklagten R. erstattete gegen ihren treulosen Ehegatten und die beiden anderen Angeklagten Anzeige. Nach der gerichtlichen Beweisaufnahme wurden verurteilt Gertrud L. zu 6 Monaten und Otto R. zu 4 Monaten Gefängnis. Den Angeklagten ist eine Bewährungsfrist von drei Jahren gewährt worden. Die mitangeklagte Anna F. erhielt ein Jahr Zuchthaus.

1 Monat Gefängnis wegen falscher Anschuldigung. Am gestrigen Freitag hatte sich vor der Strafabteilung des Landgerichts in Kattowitz der 19jährige Arbeiter Gustav E. aus Zawodzie zu verantworten. Die Anklage lautete wegen Uebertretung des Paragraphen 164 des Strafgesetzbuches, welcher falsche Anschuldigung versucht. Am 21. August v. Js. machte der Angeklagte dem Polizeikommissariat in Bogutschütz darüber Mitteilung, daß der dort stationierte Polizeibeamte M. in verschiedenen Fällen Bestechungen zugänglich sei. Die eingeleiteten Ermittelungen ergaben jedoch, daß die vom Beklagten gemachten Aussagen nicht auf Wahrheit beruhten. Vor Gericht machte E. verschiedene Ausflüchte, indem er ausführte, die Anzeige erst auf Geheiß von anderen Personen gemacht, zu haben. Das Urteil lautete wegen falscher Anschuldigung auf eine Gefängnisstrafe auf einen Monat.

Theater und Musik

„Ariadne auf Naxos."

Oper in einem Vorspiel und einem Aufzug von Hugo von Hofmannsthal.
Musik von Richard Strauß.

Die moderne Oper erscheint naturgemäß in einem ganz anderen Gewande als ihre Vorgängerinnen, und dementsprechend sind auch die Anforderungen an Künstler und Publikum von ganz anderen Voraussetzungen getragen. Richard Strauß ist nun einer jener Neuzeitkomponisten, die tatsächlich aus Wenigem ein vollendetes Ganzes zu machen wissen und die, wenn sie auch allzusehr auf bestimmte Neigungen oder Schwächen der Hörer eingehen, doch gerade auf dem Gebiete der musikalischen Produktion Hervorragendes geschaffen haben. Strauß ist viel angefeindet worden, weil er — so heißt es — den Gefühlen der Messe zu sehr anhing und vor keiner Wirkungsmöglichkeit in der Musik zurückschreckt. (Wenn z. B. mit allerhand Schlaginstrumenten gearbeitet wird.) Seine Kompositionen enthüllen aber durchweg ein so vollwertiges Talent, wie beispielsweise seine prachtvollen Gesänge oder seine sinfonischen Erzeugnisse und schließlich seine reizvollen Operngebilde, wie „Rosenkavalier" oder die der schwereren Stoffe „Salome", „Elektra", „Josephslegende" usw., daß auch die kritischveranlagten Gemüter nicht umhin können und ihm ihre Reverenz erweisen. Richard Strauß spielt noch immer in unserem Musikleben eine erste Rolle, seine Konzerte werden stürmisch gefeiert, gilt er doch als einer der besten Mozart- und Wagner-Interpreten. Und das besagt alles.

Die Straußsche Oper „Ariadne auf Naxos", welche bereits 1912 uraufgeführt wurde, stammt aus folgender Quelle: Als Max Reinhardt in Dresden den „Rosenkavalier" inszeniert hatte, natürlich mit einem Bombenerfolg, da beschlossen Hofmannsthal und Strauß, aus Dankbarkeit eine Schauspielmusik zu schreiben. Zu diesem Zwecke wurde das Moliéresche Lustspiel „Der Bürger als Edelmann" vorgesehen, mit dem Unterschied, daß anstelle des am Schluß einsetzenden Balletts eine Oper „Ariadne auf Naxos" folgen sollte. Diese Fassung erwies sich aber nicht als günstig, so daß Textdichter und Komponist erneut an das Werk zur Bearbeitung herangingen, welches nun in der neueren Aufmachung 1916 uraufgeführt wurde. Natürlich war auch hier wieder viel Gegengeist am Werk, und es gehört auch ein starkes, musikalisches Verständnis dazu, um die schwierige, oft seltsam anmutende Vertonung mit vollem Erfolg in sich zu verarbeiten. Die Musik zu der genannten Oper ist sehr eindrucksvoll, leidenschaftlich bewegt und stark sinnlich gefärbt, wie dies zumeist bei Strauß der Fall ist, aber ihre wunderbare Klangschönheit und vor allem die reiche Abwechslung in Rhythmus und Schwung spannen das Ohr vom ersten bis zum letzten Ton. Ein Meisterwerk der Töne ist die Zerbinetta-Arie, ferner das prachtvolle Terzett der Nymphen, so daß also die Komposition als Ganzes hohen, künstlerischen Wert innehat.

Die Handlung selbst ist eigentlich dürftig und nicht interessant und gewinnt lediglich durch die musikalische Ausgestaltung. Im Vorspiel sehen wir, wie Künstler sich zu einem Stück fertigmachen, welches im Palast eines Emporkömmlings gespielt werden soll und zwar hat dieser 2 Stücke bestellt: eine tragische Oper und eine Burleske mit tollem Tanz und Gesang. Eben zum Auftreten fertig, teilt der Haushofmeister des Herrn mit, daß dieser den Wunsch hat, diese beiden Stücke nicht nebeneinander, sondern gleichzeitig, also verbunden, aufgeführt zu sehen. Darob herrscht großes Entsetzen unter den Künstlern, am meisten aber ist der Komponist davon betroffen, der sich schweren Herzens dazu versteht, seine Kompositionen zu ändern. — Der Aufzug bringt nun die veränderte Handlung: Ariadne ist von ihrem Liebhaber verlassen worden und erwartet auf einer öden Insel (Naxos) den Tod. Nichts kann sie trösten, auch nicht der gütige Zuspruch der klagenden Nymphen. Da erscheint eine lustige Komödiantengesellschaft, Harlekin, Zerbinetta und die andern und wollen sie durch Lieder und fröhliche Tänze erheitern. Allein, auch dies mißlingt. Ariadne bleibt trostlos, auch das launische Lied der Zerbinetta vermag ihre Todesgedanken nicht zu bannen. Da nahen die drei treuen Nymphen, welche freudestrahlend verkünden, daß sie die Stimme eines sich nahenden Götterjünglings gehört haben. Dieser erscheint, Gott Bachus, den aber Ariadne für den Todesboten Hermes hält. Sie eilt ihm entgegen, damit er sie endlich in die Gefilde des Todes führe, Bachus aber ist von ihrer Schönheit so gebannt, daß er sie in die Arme zieht, um mit ihr in den Himmel zu entschweben.

Die Aufführung stellt naturgemäß an alle Beteiligten große Anforderungen. Zunächst hat das Orchester eine beachtenswerte Aufgabe zu erfüllen, der es unter Leitung des Kapellmeisters Schmitt-Kempter in jeder Beziehung vollendet nachgekommen ist. Auch Hans Heinrich Pepser (Klaviersolo) und Kurt Gaebel (Harmonium) taten das Ihrige hinzu. Die Einzelpartien waren sehr gut besetzt und verdienen umso mehr Anerkennung, als die Künstler Doppelrollen auszuführen hatten. Ganz hervorragend sang und spielte Reina Backhaus die Ariadne (Primadonna) mit Anmut und Vornehmheit, vor allem aber musikalisch sehr wirkungsvoll. Aufs neue entzückte Edith Berkowitz mit ihrem prächtigen, melodiösen und kraftvollen Sopran, deren Komponist und Najade Glanzleistungen waren. Die dritte im Bunde, Armella Kleinke, verkörperte die Zerbinetta mit vollendeter Grazie und reizender Koketterie. Ihre stimmlichen Darbietungen gingen weit über das Durchschnittsmaß hinaus; das Lied mit Koloratur und schwierig durch die Langatmigkeit, war ein mustergültiger Erfolg. Fritz Tellheim als Bachus war gesanglich auf einer sehr erfreulichen Höhe und auch dramatisch recht angängig, doch müßte etwas mehr Beweglichkeit am rechten Platze sein. Auch Wolfgang Ritz stellte einen durchaus „musikalischen" Musiklehrer auf die Bühne. Gerda Redlich (Dryade) und Dora v. Pachmann (Echo) erfreuten durch die Schönheit ihrer Stimmen (Alt und Sopran), Ewald Böhmer, verlieh dem Harlekin Leben und Ausdruck und war auch in gesanglicher Beziehung musterhaft. Alle sonstigen Mitwirkenden erfüllten ihre Rollen mit bestem Können, Paul Schlenker, Haushofmeister und zugleich Spielleiter. Allen voran, Hermann Haindl hatte wieder einmal eine wunderbare, phantastische Szenerie geschaffen, so daß man wirklich mit dieser Operndarbietung vollauf zufrieden sein kann. An die Künstler aber noch die eine Bitte, daß sie in Zukunft deutlicher singen möchten, da man vom Text beim besten Willen nichts erhaschen konnte.

Das glänzend besetzte Haus spendete wohlverdienten Beifall.

A. K.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Dubarry und der Abenteurer

Nachdem Ludwig XV. im Mai 1774 an den Blattern gestorben war, zog sich die letzte und verschwenderischste seiner Mätressen, Madame Dubarry, auf ihre Besitzung bei Louveciennes in der Nähe von Paris zurück. Sie war es, die dem Monarchen die blutjunge Müllerstochter zugeführt hatte, von der sich die Kinderblattern auf Ludwig übertrugen. Wie Nell Gwynn, das Orangenmädchen, die Geliebte des zweiten Karl von England, war auch die Dubarry dunkler Herkunft, der Liebe eines Mönchs zu einem Küchenmädchen entsprossen, aber die bezaubernde Gewalt ihrer Schönheit hatte sie, zwar nicht dem Namen nach, wohl aber in voller Wirklichkeit, zur Beherrscherin Frankreichs erhoben. Den Glanz des Hofes überstrahlte jahrelang der Juwelenschmuck im Werte von Millionen, den sie zu den rauschenden Festlichkeiten anlegte. Ihr Hund trug ein Diademhalsband, eine einzigartige Kostbarkeit. Staatsminister waren ihre Lakaien, Kardinäle drängten sich um die Ehre, ihr die Pantoffeln holen zu dürfen, ihr schwarzer Bedienter Zamor konnte sich erlauben, in des Kanzlers Perücke Maikäfer zu verstecken, so daß der höchste Staatsminister ein Gegenstand tosenden Gelächters wurde. Mit dem Tode des kindischen Greises Ludwig, der Frankreich finanziell vollends ruiniert, politisch isoliert hatte, war auch die Herrschaft des übertriebenen Aufwands zu Ende. Aber noch immer blieb die Dubarry eine grande dame, Besitzerin von Schlössern und wertvollen Liegenschaften. Genau wie Nell Gwynn war sie von der Natur verschwenderisch ausgestattet und nicht nur lieblich anzusehen, sondern auch liebenswürdig in Art und Umgang, so daß die Dorfbewohner von Louveciennes, die wie die sämtliche Bauernschaft Frankreichs allen Grund zur Klage hatten, sie mit jubelnden Zurufen und strahlenden Gesichtern grüßten, wenn sie in ihrer Karosse mit ihrem Hund, den beiden weißen Affen und dem tintenschwarzen Begleiter vorüberfuhr.

Da kam die Revolution, und eines Tages nistete sich ein Fremder in einigen Zimmern der Dorfschenke ein. Um diesen Menschen wehte so etwas wie ein Geheimnis. Tagsüber war er selten zu sehen, des Nachts nur wäre seine schattenhafte Gestalt zu bemerken gewesen, wie ein Schemen Schloß und Parkgarten der Dubarry umschleichend. Der Mann sprach zwar die Landessprache mit der Geläufigkeit eines Vollfranzosen, war aber trotzdem ein Ausländer, ein Engländer namens George Grieve, ein Abenteurer wie er im Buche steht. Nachdem er vor Jahren den Vater, einen ehrbaren Anwalt der Stadt Alnwick, verloren hatte, geriet er in Streit mit den Justizbeamten seiner Heimat wegen der väterlichen Hinterlassenschaft, trommelte im Affekt — um sein Recht zu suchen, wie Michael Kohlhaas — eine Bande Desperados zusammen und brannte das Zollhaus in Alnwick nieder. Er mußte fliehen. Der Wind wehte ihn nach der Neuen Welt, wo er als Volksredner von Fässern herunter für Freiheit und Unabhängigkeit eintrat. Dann tauchte er in Frankreich auf. Er war es müde geworden, auf Kosten seines Idealismus zu darben, und versuchte nun sein Geschick auf gegenteilige Weise. Er wurde Gentlemaneinbrecher. Konnte er sich zu seinem ersten Coup einen besser geeigneten Ort aussuchen als das Schloß der steinreichen Gräfin Dubarry? Ihr Haus glich der Wunderhöhle des Aladin. Vom Keller bis zum Dachgeschoß war es mit märchenhaften Schätzen angefüllt.

George Grieve ließ zunächst seine Pläne sich ausreifen, dann paßte er seine Gelegenheit ab. Die kam in einer Januarnacht des Jahres 1791, als die Gräfin zu Besuch bei ihrem Freunde, dem Grafen de Brissac, in Paris weilte. Grieve lockte mit zwei Komplicen, einem weggelaufenen Schulmeister mit Namen Rotondo und einem gewissen Blache, seines Zeichens Berufsspion, den Nachtwächter Batou in die Dorfschänke, wo sie ihm echt verschwörerhaft eine Droge in den vorgesetzten Wein träufelten, so daß er wie ein Klotz unter dem Wirtshaustisch liegen blieb. Dann erkletterten sie mittels einer Leiter den Balkon des Schlosses, brachen von dort in eine der Schatzkammern ein, füllten die mitgebrachten Säcke mit Kostbarkeiten (zwei Millionen Franken sollen sie an Wert erbeutet haben) und verschwanden im Nachtdunkel.

Am nächsten Morgen bot das Haus eine Szene äußerster Verwirrung. Der Kammerdiener Morin sprengte mit der Hiobspost gen Paris, und am Nachmittag ratterte eine mit vier Pferden bespannte Kutsche in Louveciennes ein, mit der Gräfin, ihrem Juwelier und dem bekannten Polizeipräfekten Monsieur Piles, dazu als Eskorte ein Trupp berittener Grenadiere. Allein, die Soldaten faßten keine Räuber und der Detektiv erkundete keine Juwelen, die dem Juwelier zur Erkennung hätten vorgelegt werden können. Eine Belohnung von 2000 Livres wurde ausgesetzt, doch meldete sich vorerst kein Berechtigter. Da kam ein eigentümliches Gerücht auf. Man munkelte sich allenthalben zu, daß die Gräfin Dubarry höchstselber den Einbruch inszeniert, die Einbrecher in ihren Sold genommen hätte, um ihre Schätze vor dem Zugriff des Staates zu sichern. Der Urheber dieser Ausstreuung war George Grieve, der ruhig weiter in der Dorfschenke wohnen blieb.

Einen Monat später wurden die Juwelen in London entdeckt, als sie einem jüdischen Händler namens Simon angeboten wurden. Durch die überaus wertvollen Stücke mißtrauisch gemacht, verständigte Simon die Polizei, die die Unterhändler festnahm. Der Raub selbst war in einer Londoner Bank vorsorglich deponiert. Die Dubarry und ihr Juwelier bemühten sich nach London und identifizierten dort die Juwelen, als das Eigentum der Gräfin. Da der Diebstahl jedoch auf fremdem Boden ausgeführt worden war, weigerten sich die Behörden des auch sonst nicht immer ganz normalen Georg III., etwas von dem Raub ihres landflüchtigen Landsmannes herauszugeben. Simon bekam seine Belohnung, aber die Edelsteine verblieben in der Hauptstadt seiner großbritannischen Majestät. Die Gräfin hatte ihre Kostbarkeiten, der Gentlemaneinbrecher Grieve sein Raubgut verloren.

Da ersann der Abenteurer ein neues, noch grandioseres Projekt. Er erschien vor dem Wohlfahrtsausschuß und verlangte „im Namen der öffentlichen Moral“, daß die Gräfin guillotiniert werde. Der Ausschuß kannte seine Vergangenheit nicht, er gab ihm eine Handvoll Soldaten und eine unbeschränkte Vollmacht mit. Als er mit seinen Leuten vor dem Schloßpark von Louveciennes gesichtet wurde, floh die Gräfin schreckerfüllt durch die Anlagen und verbarg sich hinter einem Lorbeerbusch. Aber sie wurde bald entdeckt, in eine Postchaise geworfen und nach Paris ins Gefängnis verbracht. Zum Tode verurteilt, starb sie keineswegs heldenhaft. Schreiend und um Gnade flehend wurde sie am 6. Dezember 1793 aufs Schafott gebracht und enthauptet.

In einem Roman der alten Schule wäre George Grieve der verdienten Strafe anheimgefallen. Nicht so wollte es die Wirklichkeit: der Wohlfahrtsausschuß ernannte ihn zum Treuhänder des Schlosses mit dem Auftrag, die aufgespeicherten Schätze öffentlicher Versteigerung zuzuführen. Aber ein Verkauf fand niemals statt. Mit Hilfe des Schwarzen Zamor schmuggelte Grieve alle Kostbarkeiten aus dem Schlosse heraus und machte sie zu Geld. Nicht genug damit: da er die Macht hatte, alle diejenigen, die ihm Hilfe und Auskunft verweigerten, am Leben zu strafen, war er in der Lage, ein Blutbad unter den alten Dienern der Gräfin anzurichten, und das besorgte er weidlich. An zwanzig Leute sollen seiner Wut zum Opfer gefallen sein. Im Besitz seines schlechterworbenen Reichtums starb George Grieve sechzehn Jahre später in Brüssel, sein dunkelhäutiger Kumpan Zamor war vorher elend in den Gossen von Paris umgekommen. Eine auf Kosten einer ganzen Nation reichgewordene Frau, das Luxusweibchen eines Fürsten, endete erniedrigt auf dem Schafott, ein Abenteurer inmitten der ihr abgestohlenen Pracht in einem Prunkgemach. Wahrlich: die Wirklichkeit hat einen weiten Vorsprung vor dem Roman!

Dr. K. Wehner.



Die Dichterin Agnes Miegel 50 Jahre alt
Die bekannte ostpreußische Schriftstellerin Agnes Miegel feiert am 9. März ihren 50. Geburtstag. Mit ihrem dichterischen Schaffen hat Agnes Miegel für Ostpreußens Volkstum und Landschaft in ganz Deutschland Verständnis geweckt.

Der gute Kunde

Von Artur Leitner.

Der Herr hatte einen aufrechten, straffen Gang, ein angenehmes Gesicht mit einer entwickelten Stirn, schöne Augen, eine kräftige, dabei wohllautende Stimme, war überhaupt in allem der Typ eines wohldressierten, gutgebildeten vermögenden Mannes. Der würdige Juwelier, der sich etwas auf Menschenkenntnis zugute tat, trat um einige Grad verbindlicher aus dem gepanzerten Büro. Nur gewohnheitsmäßig setzte er die Alarmvorrichtung in Bewegung, die in Werkstelle und Wohnung vier Minuten später Lärm erheben würde, wenn er sie nicht selbst abstellte — eine vielleicht übervorsichtige, aber sonst vortreffliche Einrichtung. Der Herr hatte ein entzückendes, goldenes Zigarettenetui, — aus dem ein Brillant gebrochen war, den er neu gefaßt wünschte. Er freute sich sichtlich über die Bewunderung, die seinem Schmuckstück gezollt wurde, meinte die Komplimente des Juweliers zurückgeben zu müssen, indem er sich über einige hervorragende Auslagen des Ladens äußerte, mit großer Sachkenntnis und wahrhaft genießerischem Entzücken. — „Die Zeiten sind für uns Juweliere nicht sehr günstig“, plauderte der Juwelier, „es ist das Verständnis für unsere Kostbarkeiten eminent zurückgegangen. und damit natürlich das Verlangen danach. Unsere meisten Käufer sind gefühllose Leute, die so Juwelen zur Erhöhung ihres Pomps erwerben, für die der aparteste Stein nur in Verbindung mit seinem Preis etwas ist.“ Der Herr nickte, beschäftigte sich eben mit einer kleinen Platinagraffe: „Hinzu kommt sicher,“ meinte er, „daß wiederum die Kenner nicht mehr so glänzend gestellt sind, um viel Schmuck zu kaufen; schließlich sind unzählige Familien geradezu verarmt, die sich auf raffinierten Geschmack verstanden. Ich muß sagen, auch ich muß mich zurückhalten, darf nicht der in meiner Familie traditionellen Leidenschaft für diese Kostbarkeiten folgen… Aber immerhin, diese Agraffe — geben Sie sie mir, — sie ist schön. Und das Etui machen Sie mir schnellstens.“ — Er griff nach seiner Brieftasche und zahlte die geforderten 700 Mark. Diskret zurücktretend, sah der Juwelier doch, das juchtene Täschchen war schwer von großen Banknoten. „Darf ich Ihnen noch etliches zeigen?“ sagte er verbindlich, selbstredend nur zu ihrem Vergnügen. „Ich danke sehr“, der Kunde lächelte — auf eine reizende, fast jugendliche Art, „aber schöne Dinge zu sehen, ohne zu kaufen, ist schwerlich ein Vergnügen. Vielleicht das nächste Mal. Ich bleibe einige Monate in Wien. Gestatten Sie übrigens“ — er nannte einen Namen, der dem Juwelier ein großes westdeutsches Unternehmen ins Bewußtsein rief. „Auf Wiedersehen.“ Der Juwelier fühlte eine klare Freude in sich, daß der vornehme und schmackfeine Fremde gerade sein Geschäft gewählt hatte. So war man doch nicht völlig von der mörderischen Konkurrenz der Riesen-Juweliere ausgeschaltet. Er gab sich selbst besondere Mühe mit der aufgetragenen Arbeit und nahm sich vor, für den Fremden einige schöne Stücke vorzulegen, wenn er zur Abholung wiederkam.

Durch die Spiegelscheiben seiner Fenster sah er eines Tages den fremden Herrn vorfahren, in einem sehr eleganten langen Wagen. Als das Geschäft erledigt war, bat er den Herrn ins Büro. „Ihr lebhaftestes und edles Interesse voraussetzend, das uns Juwelieren ja so sehr schmeichelt, habe ich sehr kostbare Stücke dort ausgelegt. Sie werden Ihre Freude haben.“ Er hatte sich nicht geirrt, der Herr zeigte wirklich eine herrliche Freude an den Sachen, er konnte sich nicht genug tun in bewundernden Worten. Er schien auch Kaufinteresse für dieses und jenes zu haben. „Eine geringe Auswahl scheinen Sie an Perlen zu haben,“ meinte er schließlich, „und doch schwärmte mein Freund Baron Kerleben, der mich zu Ihnen empfahl, von einer schwarzen Perle.“ Der Juwelier errötete fast vor Stolz. „Die schwarze Perle! Ja, das Hunderttausendmark-Stück!“ „Sie besitzen es nicht mehr?“ „Gewiß“. „Ach bitte, zeigen Sie es!“ Ein Gehilfe entnahm das Juwel dem sicheren Safee und… Kaum, daß er es gesehen, ging ein Erschrecken durch den Fremden. Seine Hand zitterte, sein Augen starrten mit faszinierter Anstrengung, die die Pupillen vergrößerte und wie leblos machte, auf die Perle. Der Juwelier war starr vor Entzücken. Einen solchen eminent begabten Kenner hatte er lange nicht getroffen. Und wie — wenn der Gast kaufte —! Hunderttausend Mark. Begeistert reichte er dem Herrn einige Stücke Tuch, die Wirkung erhöhte sich ja noch, hier zum Beispiel auf dem hellgrünen Samt, auf der zeisigfarbigen Seide, auf dem fleischfarbe imitierten Stück. Drei Augenpaare starrten auf das Wunder, mit dem ergebenen bewundernden Ausdruck, den der schöne Nücken oder Hals einer Fürstin verdiente. — „Das ist die Krone, — nein, … die Perle aller Perlen“ — der Herr sprach zuerst wieder. „Ich habe nie etwas Schöneres gesehen. Wie eine von hundert Geschlechtern geweinte, schwarzgeronnene Träne — wirklich, so banal sonst der Vergleich ist.“ Er legte den Schatz behutsam in den Behälter, stand erregt auf und ging hin und her. „Ich möchte sie kaufen,“ sagte er mehr zu sich. Erlauben Sie, daß ich mit meiner Frau telephoniere.“ — Wirklich die Beschreibung, die der Herr seiner jenseits der Leitung horchenden Gattin machte, war ein dichterischer ekstatischer Erguß, kein Wunder, daß sie die richtige Wirkung hatte.“ — „Also meine Frau ist gleich mir entzückt, sie wünscht die Perle zu sehen.“ —

In diesem Augenblick erwachte in dem Juwelier die ganze Wachheit. Vorsichtigkeit und zurückhaltende Schläue des gewiegten Geschäftsmannes, den Erfahrung lehrte, auch bei den verlockendsten Geschäften kühl bis ans Herz zu bleiben. „Ich werde mir erlauben, die Perle zur Ansicht oder Kauf in Ihr Hotel zu schicken. Wie wünschen Sie die Zahlung?“ „Gegen sofortige Kasse?“ „Ich wäre Ihnen dankbar dafür. In einer halben Stunde?“ „In einer halben Stunde!“ — Die Schritte sichtlich noch beschwingt vom Enthusiasmus, ging der Herr.

Der Juwelier beauftragte seine zwei Gehilfen mit der Besorgung und erbat sich zu ihrer direkten Begleitung einen Geheimpolizisten. Nur abzuliefern gegen Geld! — war die strenge Wisung. Die Drei nahmen ein Auto. —

Der Herr wohnte nicht eben pompös; in seiner Gattin lernten sie ein zartes, offenbar sehr liebevolles feines Geschöpf kennen. Sie äußerte ihr Entzücken stiller als ihr Gatte, doch eben so warm. Der Herr schrieb einen Scheck, Gehilfen und Geheimpolizist sahen sich verstohlen an, Schreck im Herzen. Was nun? Darauf waren sie ja nicht vorbereitet. War der Scheck Geld? Andererseits — wie, wenn sie den Herrn beleidigten? Als habe er sie durchschaut sagte der Herr freundlich: „Vielleicht ist einer von



Der 250. Todestag von Jan Steen
dem großen niederländischen Genremaler, wird in diesem Monat in Holland mit großen Gedenkfeiern begangen. — Wir zeigen des Malers Selbstporträt, das im Amsterdamer Reichsmuseum hängt.

Ihnen so liebenswürdig, den Betrag auf den Scheck zunächst zu erheben. Ich konnte mir denken, daß Ihnen Bargeld willkommener ist. Die Herren rauchen derweil!“ Ein restlos nobler, verständiger Herr! — Schnell war der Gehilfe wieder da, hatte das Geld, quittierte. Alle drei dienerten hinaus.

Fast zwei Wochen später, der Juwelier dachte oftmals mit Bewunderung an seinen Kunden, rief dieser an, ob nicht eine zweite schwarze Perle vorhanden sei und zu welchem Preis. — Leider müsse er bedauern — nein, — es würde auch schwer sein, eine zweite zu finden. Indes er wolle sich bemühen. Wie vorauszusehen, waren die Bemühungen tatsächlich vergebens. Der Juwelier selbst überbrachte dem Herrn das Ergebnis. Der Herr wollte Ohrringe für seine Frau davon haben, hörte er; ob nicht vielleicht in Amsterdam bei den dortigen Perlenhändlern — — — Der Juwelier versprach dort anzufragen. Nachmittags erschien der Herr. Er hatte eine Adresse — ein kleiner Amsterdamer Juwelier, vielleicht, daß der — — —

Der Juwelier telegraphierte. Zu seiner großen Ueberraschung hatte er diesmal Erfolg. Zwar sei die Perle enorm teuer, wurde geantwortet. Der Juwelier entschloß sich, die Reise von Wien nach Amsterdam zu machen. Bis hundertzwanzigtausend zu gehen hatte er Auftrag. Aber diese elenden mickrigen Händler in Amsterdam sitzen auf ihren Schätzen wie Beelzebub. Hundertfünfzigtausend verlangte der kleine Händler für ein allerdings herrliches Exemplar von schwarzer Perle! Der Juwelier entschloß sich, nicht einfach das Feld wieder zu räumen. Er telegraphierte dem Kunden. Natürlich fand der es zu hoch. Telegramme wechselten in erregter Folge. Der Juwelier wollte von seinem Verdienstaufschlag etwas ablassen: Hundertsechzigtausend! Schluß!!“ — Schön. Damit verdiente er eben nur Zehntausend. Unter deutschen und holländischen Flüchen zahlte er hundertfünfzigtausend. Der Händler versicherte, er habe selber hundertundvierzig geben müssen. Der Juwelier reiste zurück. Die Perle hütete er wie sein Herz in der Brust. In Wien fuhr er gleich selbst ins Hotel. Leider sei der Herr gestern abend abgereist. Der Juwelier wurde bleich. Sollte er auf seinem überteuren Kauf sitzen bleiben? Er entschloß sich endlich, an die Familie des Herrn zu telegraphieren. Das Antworttelegramm war völlig unverständlich. Kein Glied der Familie war jemals in Wien. Fassungslos starrte er auf Telegramm und Perle. — Zuletzt konnte kein Zweifel mehr sein: Die schwarze Perle war sein altes Exemplar; er hatte es zurückgekauft.

Jener Händler, erfuhr er bald, habe sein Geschäft nur eben acht Tage getrieben; eine sogenannte Eintagsfliege, wie sie neuerdings leider auch in dieser Branche vorkämen.

Geburtstagskind

Von M. Sostschenko.

Bis zum Dorfe Worky war es kaum mehr als drei Kilometer. Trotzdem wagte ich es nicht, den Weg zu Fuß zu machen: der Kot auf der Straße reichte einem buchstäblich bis an die Knie.

Gleich neben dem Bahnhof stand beim Genossenschaftshaus ein Bauernwagen. Ein älterer Bauer in einer Pelzmütze war gerade mit seinen Pferden beschäftigt.

„Fährst du vielleicht nach Worky?“ fragte ich ihn.

„Warum denn nicht,“ antwortete er, „aber umsonst kann ich es nicht tun; einen Rubel wirst du schon zahlen müssen, lieber Freund, der Weg ist heute sehr schlecht.“

Ich setzte mich in den Wagen und los ging es.

Der Weg war wirklich schauderhaft. Er schien mit der genauen Berechnung angelegt zu sein, daß im Frühjahr alles Flüssige, was es auf den umliegenden Feldern gab, unfehlbar auf ihm zusammenlaufen mußte. Die Räder unseres Wagens verschwanden, fast in diesem unendlichen Kotmeer.

„So einen Dreck habe ich noch nie gesehen!“ rief ich aus.

„Ja, Wasser ist genug da,“ antwortete der Bauer gleichmütig.

Er saß auf dem Wagen ganz vorn, ließ seine Beine herunterhängen und schnalzte mit der Zunge. Das tat er den ganzen Weg ununterbrochen; denn sobald er auch nur für einen Augenblick mit dem Schnalzen aussetzte, blieb das Pferd unverzüglich stehen und bewegte bloß gutmütig seine Ohren.

Wir waren etwa hundert Schritte von der Genossenschaft entfernt, als man plötzlich hinter uns ein verzweifeltes Geschrei hörte. Eine Frau mit einem großen, grauen Tuch auf dem Kopf watete in größter Eile durch den Schlamm hinter uns her, machte aufgeregte Bewegungen mit den Armen und schimpfte, was Platz hatte:

„Was glaubst du denn, du Schuft elender! Wen hast du denn da mitgenommen, du Hund!? Warte nur!“ Hier erhob sie ihre Stimme zu einem regelrechten Winseln: „Ich erwische dich noch, Gauner du!!“

Mein Bauer lächelte in seinen Bart: „Die versteht sich aufs Schimpfen, was?“

„Was hat die denn?“ erkundigte ich mich.

„Weiß der Teufel! meinte der Bauer und schneuzte sich. „Mir scheint, sie will auch in den Wagen, hat sicher keine Lust, zu Fuß zu gehen.“

„Also laß sie herein!“ schlug ich vor.

„Drei können nicht zugleich fahren bei dem Weg,“ erwiderte der Bauer, „das geht nicht.“

Die Frau hinter uns hob ihre Röcke und machte alle Anstrengungen, uns einzuholen. Trotzdem kam sie nur langsam vorwärts.

„Hast vielleicht mit ihr ausgemacht, daß du sie mitnimmst?“ fragte ich.

„Was soll ich da ausmachen.“ sagte der Bauer, „ist ja meine Frau, mit der werde ich doch nichts ausmachen.“

„Was du nicht sagst! Deine Frau! Ich war ganz erstaunt. „Warum hast du sie denn in den Ort mitgenommen?“

„Ist halt mitgekommen, sie hat nämlich Geburtstag heute, wir sind halt einkaufen gefahren in den Konsumverein.“

Mir, dem Stadtmenschen, wurde es jetzt riesig peinlich, im Wagen zu sitzen, um so mehr, als das Geburtstagskind hinter uns ihren Gemahl, mich und sogar meine Verwandten mit immer neuen Schimpfwörtern bedachte.

Ich reichte dem Bauer den Rubel und sagte: „Laß die Frau einsteigen, ich gehe zu Fuß.“

Er griff nach dem Geld und ohne die Mütze abzunehmen, steckte er es irgendwo unter die Haare hin. Dann begann er wieder mit der Zunge zu schnalzen und fuhr weiter.

Ich ging tapfer nebenher und hielt mich am Wagen an, dann fragte ich: „Warum wartest du nicht auf sie?“

Der Bauer seufzte: „Geht nicht! Der Weg ist zu schlecht. Aber der geschieht ja nichts, die verträgt schon was.“

Ich stieg wieder in den Wagen und fuhr bis zum Dorfe. Ich war die ganze Zeit redlich bemüht, mich weder um meinen Kutscher noch um sein Geburtstagskind zu kümmern.

Auch der Bauer blieb stumm, und erst als wir angekommen waren, sagte er: „So ein Weg! Auch drei Rubel sind nicht zuviel dafür.“

Während ich mit ihm verrechnete und mich nach dem Weg zum Gemeindehaus erkundigte, kam auch das Geburtstagskind an, triefend von Schweiß. Richtete ihre Röcke zurecht und ohne ihren Mann anzuschauen, fragte sie: „Soll ich ausladen, was?“

„Freilich ausladen!“ antwortete der Mann. „Sollen die Sachen vielleicht ewig da bleiben?!“

Und die Frau machte sich an die Arbeit.

(Deutsch von A. Gerschenkron.)

Wie man Tiere hypnotisiert

Man hat häufig beobachtet, daß Tiere, besonders viele Käferarten, durch eine Erschütterung in einen Starrezustand versetzt werden, den man häufig als „Scheintod“ bezeichnet. Es handelt sich aber dabei mehr um eine Hypnose, die sich auch bei Wirbeltieren, Amphibien, Fischen, bei Vögeln und Säugetieren durch äußere Reize erzielen läßt. Der wichtigste Reiz dieser Art ist der, das Tier in eine Lage zu bringen, aus der es sich nicht ohne weiteres in seine normale Lage zurückversetzen kann. Legt man ein Huhn auf den Rücken und hält ihm zugleich kurze Zeit die Beine fest, dann verliert es die Bewegungsmöglichkeit und bleibt starr liegen. Viele Fische bleiben bewegungslos, wenn sie in einem Wassergefäß auf den Rücken gelegt werden. Bei den Wirbeltieren handelt es sich immer um das Schlaffwerden der Muskulatur. Doch können manche Tiere auch durch ganz andere Reize bewegungslos gemacht werden. So wird z. B. bei Molchen sofort eine Hypnose hervorgerufen, wenn man an einem Bein des Tieres schnell und scharf mit einer Pinzette drückt. Der gleiche Erfolg läßt sich bei Mäusen und Ratten durch Reizung am Fuß oder Schwanz erzielen.

Wie S. Rywosch in der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ ausführt, handelt es sich dabei häufig um eine Art „Schock“, der das Tier zunächst noch nicht in Hypnose versetzt. Interessante Versuche sind mit dem Rochen angestellt worden. Bringt man einen solchen Fisch in ein Gefäß, in dem er gerade liegen, aber keine Bewegung ausführen kann, so bleibt der Fisch bald ruhig, aber man merkt gewisse Flossenbewegungen, und der leiseste Außenreiz wirkt auf ihn ein, der Rochen ist also nicht hypnotisiert; übt man aber dann einen leichten Druck auf seinen Kopf, Rücken oder Bauch aus, dann verfällt das Tier in wirkliche Hypnose. Aehnliches hat man an Schwaben beobachtet. Beim Kaninchen, das in einem ganz engen Käfig keine Bewegung ausführen kann, wird erst durch einen leichten Druck auf den Kopf die Hypnose erzeugt. Die Hypnose kann also durch geringfügige Reize ausgelöst werden, jedoch ist dazu die anhaltende Gleichförmigkeit der Umgebung notwendig, während jede äußere Störung die Hypnose hemmt. Aehnliches hat ein russischer Physiologe beim Einschläfern von Hunden beobachtet. Die hypnotischen Zustände sind bei den Wirbeltieren meist nicht sehr tief; so reagiert ein hypnotisiertes Kaninchen auf die Laute einer Pfeife, die aber sehr viel stärker sein müssen als die Töne, die von dem Tier im Wachzustand vernommen werden.

Das grüne Tagebuch

Von Frederic Boutet.

Um acht Uhr kam Herr Bermide mit den beiden Freunden nach Hause, die er eingeladen hatte. Da es in seiner Gewohnheit lag, sich zu verspäten, war das Abendessen noch nicht fertig. In seiner lauten, herrischen Art war er sehr ungehalten darüber und tat sich auch keineswegs Zwang an, es zu verbergen. Das war wirklich ganz unglaublich!... Daß so etwas vorkam!... Man wußte doch ganz genau, daß er — sonst so nachsichtig in jeder Beziehung — gerade hinsichtlich Pünktlichkeit vollkommen unbeugsam war!... Er reckte seine Gestalt, die beginnende Beleibtheit noch stattlicher machte, warf mit der Hand sein zu schwarzes, schon etwas spärliches Haar aus der Stirne und schritt gereizt im Salon auf und ab. Die beiden Gäste, Herr Valochon, Professor ohne Schüler, und Herr von Bivar, Schauspieler ohne Engagement, erwiderten kein Wort, denn sie wußten, daß man schließlich ja doch etwas zu essen bekommen würde.

Ganz zerknirscht machte Frau Bermide den schüchternen Versuch, ihren Gatten zu besänftigen.

„Mein lieber Adolphe, man wird gleich auftragen, ich versichere dir. So beruhige dich nur, lieber Adolphe,“ wiederholte sie immer wieder mit ebensoviel Sanftmut in der Stimme wie in ihrem Gesicht mit den verschwommenen Zügen, wie im Blick ihrer grauen Augen, wie im Schimmer ihrer aschblonden Haare.

Und da das Mädchen meldete, daß angerichtet sei, ließ sich Herr Bermide erweichen, sich zu beruhigen.

Bei Tisch zeigten die Herren recht guten Appetit und sprachen viel. Zuerst unterhielten sich Herr Valochen und Herr von Bivar, der eine gelb, kahl und gallig, der andere bleich, glatzköpfig und heftig, beide unverstanden und schäbig, und ergingen sich in Lobpreisungen ihres Genies. Aber dazu hatte sie Herr Bermide nicht zu Tisch geladen. Seine Stimme schwoll an und er begann mit Ueberzeugung von sich selbst zu sprechen in wohlgemessenen, hochtrabenden Phrasen, durch die bald hellste Begeisterung klang. Und da er den beiden zu essen gab, verstummten sie und hörten ihm zu. Frau Bermide überwachte diskret die Bedienung, legte vor und schenkte die Gläser voll, ohne dabei zu versäumen, den Eindruck zu erwecken, daß sie an den Lippen ihres Mannes hing, der sich von Zeit zu Zeit zur Bekräftigung seiner Worte an sie wandte: „Uebrigens weiß es Marceline.“ Und sie antwortete gehorsam: „Gewiß, lieber Adolphe.“

Gegen elf Uhr zogen sich die beiden Gäste zurück. Frau Bermide suchte ihr Zimmer auf und ihr Mann blieb im Salon, um seine Zigarre zu beenden.

Er rauchte friedlich und gedankenlos, als seine Augen allmählich an einem kleinen Schreibtisch haften blieben, der ihm gegenüberstand, und dessen sich Frau Bermide bediente, die das Arbeitszimmer ihres Gatten nur betreten durfte, um darin Ordnung zu machen.

Herr Bermide war erstaunt, auf diesem Tisch ein Heft zu sehen. Es war ein gewöhnliches Schulheft, ziemlich dick, grün, mit einem schwarzen Rücken. Er schlug es auf und fand darin die Schrift seiner Frau. Neugierig geworden, kehrte er zu seinem Platz, unter der Lampe zurück, las einige Zeilen, die er nicht recht verstand, und begann auf der ersten Seite des Heftes, von dem kaum ein Drittel beschrieben war.

Als Ueberschrift stand: „Vierzehntes Heft meines Tagebuchs.“

„Nein, so etwas! Nein so etwas! Sie führt ein Tagebuch! Das ist doch ganz unglaublich!“ murmelte Herr Bermide.

Er fragte sich, wo sie wohl die anderen Hefte versteckt hielt; aber das Wichtigste war jetzt wohl, den Inhalt der Blätter in seinen Händen kennenzulernen. Und er las:

12. April. — Der Jahrestag unserer Trauung. Er hat mir nicht davon gesprochen und ich habe auch nichts gesagt, denn jetzt ist mir das gleichgültig geworden. Zu Mittag hat er mir eine Szene gemacht wegen einer Omelette, die er gerne mit Käse gehabt hätte. Im Vorjahr war er auf Reisen und vor zwei Jahren hatte ich ihm Blumen gebracht und er erklärte mir, daß dies lächerlich sei und nicht mehr zu unserem Alter passe; das habe ich in meinem Heft von damals wiedergelesen. Es ist ja wahr, daß wir seit vierzehn Jahren verheiratet sind. Ich bin sechsunddreißig, er siebenundvierzig. Er färbt sich die Haare und glaubt, daß es niemand bemerkt, außer mir. Aber ich zähle nicht. Ich habe ihn so sehr geliebt, ich habe ihn so sehr bewundert, und er hat meine Gefühle so sehr ausgenützt! Er war immer so sicher, daß ich mich nie auflehne, daß ich ihm mein ganzes Leben treu bleiben würde. Jetzt weine ich nicht mehr, wenn er mir Szenen macht. Ich habe mich daran gewöhnt...

Die erste Eintragung brach da ab. Herr Bermide, zu sehr verblüfft, um sich darüber klar zu werden, wie ihm eigentlich geschah, blätterte um. Die folgenden Seiten enthielten nur kurze Angaben über gemachte Besorgungen oder aus verschiedenen Anlässen erduldete Szenen. Die Feststellung: „Ich habe wirklich genug,“ wiederholte sich in kurzen Abständen, ohne weitere Erklärung. Frau Bermide führte ihr Tagebuch nur sehr unregelmäßig und es vergingen manchmal mehrere Tage ohne Eintragung.

Herr Bermide empfand eine unbeschreibliche Betroffenheit: er bemerkte, daß seine Frau nie seinen Namen anführte. Sie nannte ihn „er“.

Er las:

7. Mai. — Ausflug zu seiner Schwester nach Garches. Sie haßt mich und hat mir den ganzen Tag Unverschämtheiten ins Gesicht geschleudert. Ihre Jungens sind unausstehlich; sie haben mir absichtlich mein Kleid zerrissen. Auf der Heimfahrt hat er mir vorgeworfen, daß ich seine Familie nicht liebe.

2. Juni. — Mittags hat er mir einen feierlichen Vortrag über Nationalökonomie gehalten. Er will sich jetzt damit befassen. Das wird einige Wochen dauern, höchstens einige Monate. Wie immer, habe ich so getan, als ob mich das Gesagte interessieren würde. Das ist aber keine Verstellung meinerseits; es ist eine Gewohnheit, die sehr lange von Herzen kam und die ich nicht mehr ablegen kann. Erst seit vier oder fünf Jahren habe ich wirklich vollkommen aufgehört, ihn für einen hervorragenden Menschen zu halten. Jetzt sehe ich allerdings klar. Er wird es zu nichts bringen. Niemals. Seit Jahren hat er alles Mögliche und Unmögliche versucht, derart, daß ich mich nicht einmal mehr erinnern kann, womit er sich beschäftigte, als wir heirateten. Mein Gott, welche Bewunderung ich damals für ihn empfand! Er hatte mir gesagt, daß ich an seinem Werk teilnehmen würde, und ich war so stolz darauf! Sein Werk! Er wird niemals arbeiten — und wenn wir nicht unser kleines



England unter Schnee

Für das Rotwild im Richmond-Park (im Südwesten von London) ist tiefer Schnee ein seltenes Erlebnis.

Vermögen hätten. Zum Glück ist er aber geizig, und wenn er auch sein Leben und das meine verpfuscht hat, so versteht er es wenigstens unser Geld zusammenzuhalten.

Und das Tagebuch fuhr in diesem Tone fort.

26. September. — Er hat Valochon zu Tisch geladen, der schmutzig ist, und von Bivar (er heißt Pusin) der brüllt und mir die Finger zerquetscht. Er kann nur mehr Leute vertragen, die im Leben nichts erreichen; die anderen machen ihn zu neidig. Seine Gäste bringt er halbbetrunken vom Kaffeehaus hierher. Wenn er vor der festgesetzten Zeit kommt, wird er mir eine Szene machen, weil das Essen noch nicht fertig ist. Wenn er sich verspätet, wird er mir eine Szene machen, weil das Fleisch zu sehr durchgebraten ist. In beiden Fällen wird es „ganz unglaublich" sein! Und er wird dann ohne Unterbrechung mit größter Begeisterung von sich sprechen und sich sein Gerede von mir bestätigen lassen: „Uebrigens weiß es Marceline..." — „Gewiß, lieber Adolphe."

„O, Gott!" rief eine erschrockene Stimme.

Frau Bermide stand im Kimono in der Türe. Es war ihr plötzlich voll Entsetzen eingefallen, daß sie vergessen hatte, das Tagebuch in das Geheimfach des Schreibtisches, das nur sie kannte, zu verschließen, als das Mädchen sie abends gerufen hatte.

Starr vor Schreck blickte sie auf das grüne Heft in den Händen ihres Mannes. Entsetzen und Reue überfielen sie: sie litt bei dem Gedanken an die grausame Verzweiflung, die er empfinden mußte, auf diese Art über sich aufgeklärt zu werden. Und in ihrem Innersten hoffte sie ganz vage, daß er sich vielleicht von nun ab ändern würde.

Beim Schrei seiner Frau hatte er den Kopf gehoben. Eine schmerzliche, aber edle Entrüstung drückte sich auf seinem Gesicht aus.

Er sagte nur:

„Also, auch du verkennst mich!?"



„Die fröhliche Familie"
Gemälde von Jan Steen, jetzt im Reichsmuseum zu Amsterdam.

Der eilige Fahrgast

Es war in Napier, einer Stadt Neuseelands. Der Wellington-Expreß hatte gerade den Bahnhof verlassen, die Leute hatten sich verlaufen, und die Taxifahrer schickten sich an, von dem außerhalb gelegenen Bahnhof zu ihrem Stand in der Hauptstraße zurückzukehren. Kommt ein Herr aus dem Bahnhof, geht auf den ersten Wagen zu. „Doppelte Taxe, wenn wir den Expreß einholen."

„Ja, und ich verliere meinen Führerschein," sagte der Fahrer.

„Dreifache Taxe!!"

„Und brechen uns das Genick," brummte der.

„War verlangt Ihr denn?"

„Hört, Mann, den Expreß holt Ihr nicht mehr ein, es sind zuviele Herden unterwegs und hinter Te Aute alles downhill-Fahrt für den Zug, ich riskiere es nicht."

Er fuhr ab.

„What is your price, man?" fragte er mich.

„Dreifache Taxe und alle Strafen."

„Gut, zahle auch noch Reparatur."

„Nicht nötig! Unser Genick wird nicht zu reparieren sein. Come on, mein Wagen ist gut."

Ich hatte damals den ersten Willys-Knight-Wagen, zwar kein überaus schnelles Auto, aber ein Wagen, der auf den schlechtesten Wegen ruhig lag und im Bergsteigen seinesgleichen suchte; dabei immerhin seine 100 Kilometer machen konnte. Wir sausten dahin, an der See entlang nach Hastings. Zwei Möglichkeiten gab es für uns, den Zug in Waipawa bei 75 Kilometer oder in Dannevirke bei 150 Kilometer zu erreichen. Bis Hastings hatten wir Glück und holten von den verlorenen 20 Minuten fünf ein. Ich schlug einen Bogen um die Stadt. Die Maschine ging wie ein Uhrwerk, nur das Zischen des Vergasers war wahrnehmbar.

„Schneller!!! Wir kriegen ihn in Waipawa!"

„Nein, das Risiko ist zu groß."

„Verflucht, schneller, Mann! Bless your Eyes! Hell!!!"

Haarscharf sausten wir um die Bergkurve, mit dem Schmutzblech den Abhang streifend, gerade, daß ein Wagen, dessen Pferde sich hochaufbäumten, unberührt blieb.

Verworrene Flüche — meines Fahrgastes Hut flog fort.

„Never mind, laß ihn reisen. Shake her up. Gas... Mac! 12 Minuten haben wir eingeholt. Wir kriegen ihn in Waipawa."

„No, we will not!"

Am Ende des Weges sah ich eine Schafherde. Ich mußte bremsen. Mein Passagier sprang aus dem Wagen und lief vor dem Auto her. Mit Gebell und Geschrei trieb er die Schafe auseinander: „Whuwhu... höi höi." Ich dicht auf seinen Fersen. Es mochten an die viertausend Schafe sein. „Verflucht!" Vier Minuten hatten wir wieder verloren.

Vierfache Taxe für Waipawa! Zur Hölle mit dem Wagen! Gas, Mac, Gas!"

Voll drückte ich den Gashebel runter und dahin ging es, bergauf, bergab.

„Wir kriegen ihn in Dannevirke, darauf wette ich."

Ein Stolz, wie die Maschine lief!

„In Dannevirke? Gut: vierfache Taxe für Dannevirke — zweifache, wenn du zu spät kommst."

„Top, ich halte es."

Wie wild ging es den Te-Aute-Berg hinauf. Das Geröll flog, der Staub wirbelte.

„Die Sporen, Mac, wir machen 70. Die Bahn ist frei, los! 80."

Den Berg spürte der Wagen nicht und lag viel ruhiger wie auf gerader Straße. Eine letzte Kurve. — — Da!... ein Gig mit Frau und Kind. —

Vor Entsetzen ließ die Frau die Zügel fallen und schlug die Hände vors Gesicht.

Unsere Bremsen knirschten — — 10 Meter Gleiten... der Wagen stand... Mein Fahrgast führte das Pferd vorbei... und wie vom Teufel besessen ging es weiter... 50... 60... 70... 80... 85... 90... 92... 93... 96... „Zwei Pfund, wenn du die 100 schaffst"... 97... 98... vor uns eine Brücke. Bremsen?? 99...

„Go for the 100, Mac..."

100!! Whump!... Wie in die Luft gesprengt flogen wir hoch. Klirr! Glassplitter flogen, Blut floß von Stirn und Hand. Whump! Wieder hoch. — Bremsen... ein Schleudern... ein Baum... eine Kurve... schreiende Menschen — nur ruhig... Vollgas! Gerade Straße... 80... 85... 90...

„Your are a devil, Mac," er schob mir 2 Pfund in die Tasche. „Was kostet die Scheibe?"

„3 Pfund."

„All right, here!"

Wir hatten Dusel — — 140 Kilometer legten wir ohne Panne zurück und trafen kaum ein Fuhrwerk auf dem Wege. Takapau-Ebene hatten wir 100 gemacht, durch die Nordsewood-Berge waren wir geflogen, Matutuku war längst hinter uns... Jetzt hatten wir den Zug. — — Aber wir mußten an ihm vorbei, wollten wir ihn in Dannevirke erreichen.

„Fünffache Taxe für Dannevirke!" schrie mein Passagier.

Brausend sausten wir Piripiriflat entlang. Den letzten Bahnübergang mußten wir vor dem Zug erreichen. Sehen konnte man ihn nicht, weil er hinter einem Damm und mit abgedrosseltem Dampf bergab fuhr. Halten ging nicht — — Go. — — Los. — — Leben oder Tod!!

„Sechsfache Taxe!!"

Whump... Bahnübergang... der Zug... Zischen... Brausen... Dampfwolke... Schleudern... aber wir fuhren ja noch... 90... noch einen Berg 'runter — — 'rauf... Magatera... und wild durch die Stadt zum Bahnhof.

Der Expreß stand noch, noch eine halbe Minute. Ich bekam einen Haufen Scheine in die Hand gedrückt und mein Passagier stieg in den Zug.

„Abfahren! — —"

Er stieg wieder aus und ging an den Zeitungskiosk.

„Was wollte Ihr? Schnell wieder einsteigen, oder Ihr bleibt zurück!" rief ich.

„Warum die Aufregung und die Eile, Mac? — Ich wollt' den Zug ja nur erreichen. Komm, laß uns etwas essen; später kannst du mich ganz gemütlich wieder nach Napier fahren."

Die innere Sekretion

Von Katajew.

Stenogramme der Rede des Genossen Miussoff zur Eröffnung der „Roten Ecke" einer Hausgenossenschaft.

Vorsitzender: „Genosse Miussoff hat das Wort."

Miussoff (sein kastanienfarbenes Haar von der Marmorstirn zurückstreichend): „Genossen! Meine Vorredner haben sich mit der materiellen Kultur beschäftigt. Ich aber möchte, so zu sagen, über die geistige Kultur sprechen. Ueber die Atmosphäre des täglichen Lebens, in der wir alle insgesamt leben, liebe Genossen. Wohl rufen alle „Ein neues Leben! Ein neues Leben!" Doch gestattet mir die Frage — wo ist dieses neue Leben?

Die erstaunlichsten Dinge geschehen auf unserem Erdball: heroische Ereignisse, Wunder der Natur und Technik, historische Vorgänge, Verschärfung des Klassenkampfes.

Der Mensch entdeckt den Nordpol, überfliegt den Atlantischen Ozean, er erfindet den sprechenden Film. Am Dnjepr werden Elektrizitätswerke gebaut, Motore in Gang gesetzt — mit einem Worte, man dringt bis zum Monde vor — und in unserer Hausgenossenschaft herrscht indes Fäulnis, Zersetzung, Wühlen — verzeihen Sie — in der schmutzigen Wäsche des Nachbarn. Man denkt nicht daran, wie sichs wohl für die bewußten Bürger der ersten sozialistischen Republik der Welt gehörte, sich in der „Roten Ecke" seiner Hausgenossenschaft zu versammeln, um, sagen wir, wenigstens einmal in der Woche irgendeine dringliche Frage zu bearbeiten, wie zum Beispiel das Problem der inneren Sekretion und der Vitamine." — Eine Stimme: „Ganz recht! — Einmal in der Woche wäre es schon angebracht." —

Miussoff: „Da seht ihrs. Ich bin recht erfreut, daß mein Antrag von den bewußtesten Gliedern unseres Funktionärbestandes unterstützt wird. Und Genossen, was in aller Welt soll das heißen? Kaum treffen zweie oder dreie im Hofe zusammen, so beginnt der Klatsch. „Haben Sie schon gehört?" Und nichts gibts außer Klatsch, kein geistiges Leben. Man schämt sich geradezu. Ich will folgendes Beispiel anführen. Eine zwar nur kleine, doch sehr bezeichnende Tatsache. Da komme ich gestern aus dem Dienste heim. Steige die Treppe hinauf, und vor mir her gehen zwei Mitglieder der Hausgenossenschaft. Natürlich klatschen sie miteinander. Ich will sie nicht nennen. Handelt es sich ja nicht um die Personen. Diese scheinen übrigens nicht anwesend. Wenn Sie wollen kann ich sie sogar nennen. Ich bin eine gerade Natur. Ohne Ansehen der Person, so zu sagen. Die Wahrheit ins Gesicht. Mit einem Worte — Bürger Kabassow aus Nr. 9 steigt die Treppe hinauf und mit ihm Bürger Nikolajeff, und sie klatschen. Nicht der Nikolajeff natürlich aus Nr. 42, sondern der aus Nr. 8, Boris Fedorowitsch, von dem Sofja Pawlowna aus Nr. 4 in der vorigen Woche ein Kind abgetrieben hat..." — Sukin (vom Platze: „Sie lebt bereits seit zwei Jahren nicht mehr mit ihm."

Miussoff: „Da sind Sie schlecht berichtet, sie lebt doch mit ihm! Sie können Glafira Petrowna fragen. Wieso lebt sie nicht mit ihm, wenn er ihr im November ein halbes Dutzend Seidenstrümpfe aus Batum mitgebracht hat?" — Sukin: „Strümpfe hat er ihr wohl mitgebracht, doch lebt er nicht mit ihr."

Miussoff: „Er lebt mit ihr!"

Sukin: „Sind Sie etwa — dabei gewesen?"

Miussoff: „Sie können ihre unpassenden Witze für sich behalten. Wir sind hier nicht im Zirkus. Ich erkläre mit Bestimmtheit, daß sie mit ihm lebt und übernehme es, den Beweis dafür zu erbringen." — Vom Platze aus schreit Sukin etwas Unverständliches. — Vorsitzender: „Ich bitte den Redner nicht durch Zwischenrufe zu unterbrechen!" —

Eine Stimme: „Er soll es beweisen!"

Miussoff: „Ich werde es auch beweisen. Erstens — wenn Sie wissen wollen, hat sie im Laufe dieses halben Jahres das zweite Kind von Nikolajeff abgetrieben. Doch das ist nicht wichtig. Zweitens, wenn es schon darauf ankommt, hat meine Frau mit eigenen Augen die Wäscherin Sofja Pawlownas zugleich mit deren Kombinationen die fildecos — verzeihen Sie — Unterhosen des Boris Fedorowitsch waschen sehen." —

Sukin: „Und woher kennt Ihre Frau die Unterhosen des Boris Fedorowitsch?" (Gelächter, Lärm, Zwischenrufe.)

Vorsitzender: „Genossen... Geno..." (Lärm.)

Miussoff: „Ich bitte... den Dummkopf..." (Unverständlich.)

Sukin: „Den höre ich eben reden." (Lachen.)

Miussoff: „Wenn Sie wissen wollen...."

Sukin: „Lebt seit zwei Jahren nicht..." (Unverständlich.)

Eine Stimme: „Boris Fedorowitsch lebt mit der Miussoffschen Dunjka, und das nicht wissen kann nur ein vollendet..."

Miussoff: „Und wenn Sie wissen wollen— ich habe selbst durch die Wand hindurch gehört, ich habe durch das Schlüsselloch gesehen (Lärm.) Man läßt mich nicht reden... Ich bin gezwungen..."

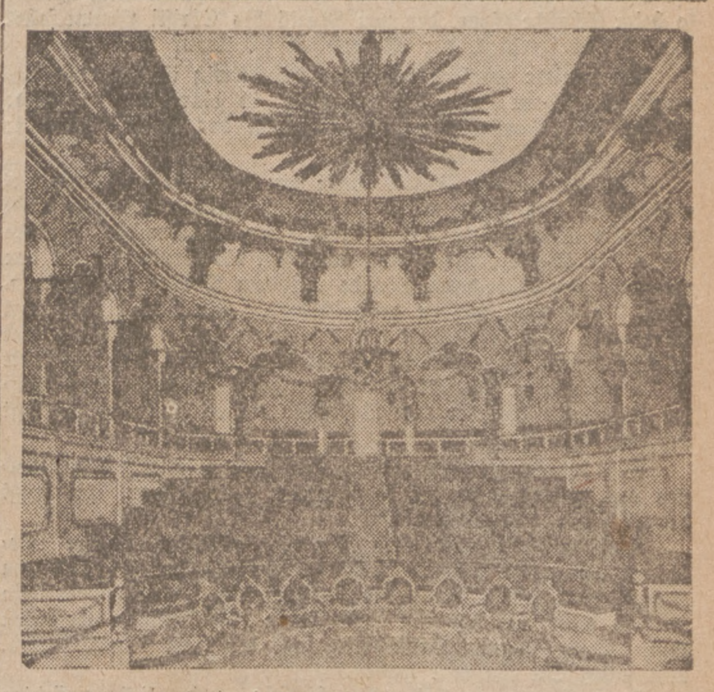
Vorsitzender: „Genoss..." (Lärm, Zwischenrufe.)

Stimme: „Er soll erzählen, was er gesehen hat."

Miussoff: „Er..." (Unverständlich.) „Soweit es verdeckt war, vom Schrank... konnte ich nicht..." (Lärm.)

Vorsitzender: „Genossen! In Anbetracht der vorgerückten Stunde wird die Debatte geschlossen. Und ich stelle hiermit den Antrag des Genossen Miussoff auf Zusammenkunft einmal in der Woche in der „Roten Ecke" zwecks Bearbeitung der dringlichsten Fragen zur Abstimmung." — Eine Stimme: „Weshalb einmal in der Woche? Viermal in der Woche!"

Vorsitzender: „Es wird beantragt, sich viermal in der Woche zu versammeln. Wer ist dafür? Die überwiegende Mehrheit. Die Sitzung ist geschlossen." (Aus dem Russischen übersetzt.)



Neues Leben im Theater Friedrichs des Großen

Im Schloßtheater, das Friedrich der Große sich im Neuen Palais zu Potsdam hatte einrichten lassen, sollen während der Berliner Saison 1929 kleine Opern und Schauspiele aufgeführt werden. Die bau- und feuerpolizeiliche Besichtigung des Theaters, das Raum für 250 Personen bietet, [illegible] eine ausreichende Sicherheit fest

Imgrabens Spuren

Von Max Keller.

Imgraben, ein junger Mann in Augsburg, fiel auf durch die absonderliche Hartnäckigkeit, mit der er sich vom Verkehr der Altersgenossen ausschloß. Seine Heiterkeit hätte ihn gewiß unter ihnen gelten lassen; und war er einmal gestellt, so blieb er für diese Gegenwart der beste Kamerad, der mit launigen Spielereien eine Runde zu unterhalten wußte. Aber er mied ihre Gasthäuser, ihre Tänze, er fehlte meistens, wenn sie auf Rad oder Ski ins Gebirge hinauffuhren.

Manche behaupteten aus seinem Temperament eine Dichterschaft ablesen zu können. Im Grunde aber war er alles und nichts, das heißt: ein ganz einfacher Mensch, der sich zurückhielt, weil es ihm nicht gegeben war, sich aufzudrängen, der aber abgeschlossenen Ohres gegen den allgemeinen Lärm auf die Stimmen in sich selber lauschte und mit diesem seltsamen zweiten Leben nicht gerade viel anzufangen wußte.

Seine einzige Leidenschaft war es. Kindern beim Spiel zuzusehen. Hier wurde er plötzlich schöpferisch, indem er alle Scheu niederwarf, laut in ihre Phantasien und Pläne eingriff und ganz und gar wie sie. Er erhitzte sich unter ihnen, er verlor so völlig den Abstand seiner zweiundzwanzig Jahre, daß ihn die Kinder unbedenklich für ihresgleichen nahmen, mit ihm zankten und schwärmten, ohne einen Augenblick den Verdacht zu hegen, er könne sich nur eben zu ihnen herabgelassen haben. Er gehorchte, er kommandierte, er stand mit roten Backen mitten in ihren indianischen Szenen. Eltern, die das beobachteten, glaubten, einen Pädagogen von ganz besonderem Geschick und von hingebender Liebe für das Kind vor sich zu haben.

Imgraben war Kaufmann, vielmehr Schreiber in einem Importgeschäft für Südfrüchte, und in den Stunden, in denen es nichts gab als das Knarren der Federn um ihn herum, erlebte er jenen Rausch der Einbildung, der aus den Worten Datteln — Bananen — Paranüsse — Ananas — kam und in dem das Leben manches jungen Kaufmanns seine höchste Schwingung erfährt, ehe es in die Abgründe oder Rechnereien stürzt. Bei ihm war das nicht der Fall, seine Träumereien wucherten als Moos auf jedem Erlebnis, er versuchte ihnen in die Tiefe nachzudringen, und dabei nahm er mit, wer gerade da war, auch die Kinder, die ihn ohne Wissen rein aus dem Instinkt heraus begriffen. Bei ihm war es eine natürliche Zartheit und wurde zur Leidenschaft. Wie tief sie aber ging, sah man erst am Ausgang eines tragischen Vorfalls. Beim Spaziergang mit dem zehnjährigen Erlwein, am Oblatterwall, einen Tag nach schweren Wolkenbrüchen, die noch halb unter dem Himmel hinschleiften, halb aber die Flüsse in die Höhe getrieben hatten — bei diesem Spaziergang, bei dem Imgraben seltsam schwere Gespräche mit dem Kind führte, sprang plötzlich der Wind über sie her und schleuderte die Schülermütze ins Wasser. Erlwein sprang, noch ganz in Gedanken, der Mütze nach, versank sogleich in dem schmutzigen, blasentreibenden Gewässer vor Imgraben. Es nützte nichts, daß dieser nachsprang, tauchte, ruderte, fischte, hierhin, dorthin griff. Man barg die kleine Leiche erst nach Tagen aus dem Schlinggewächs des Grundes.

Es läßt sich nicht sagen, welche schwere Veränderung der Fall in Imgraben hervorrief. Imgrabens Auge erlosch, seine Hand wurde träge, sein Gang alterte förmlich, von Kindern hielt er sich mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit fern, er verstummte gegen die Menschen völlig.

Aber über das Schicksal dieses einen ergaß sich der Krieg mit dem Schicksal der Vielen. Imgraben stand wenige Wochen, nach dem der Tod an ihm vorüber in die Lechgewässer gesprungen war, in den flandrischen Schützengräben. Hier rollten unablässig die großen Wolkenbrüche aus dem sengenden Sommerhimmel, und jeder Kamerad, der rechts und links von ihm fiel, war dieser Knabe Erlwein, der seiner Mütze nach in den tödlichen Graben sprang. Von Tag zu Tag vergrößerte sich der Schrecken in ihm, als er sah, wie die Kameraden, Kinder fast noch, hinübersprangen, zerrissen wurden, aufhörten, wo sie soeben erst begonnen hatten, aus Lehre und Gefühl ihr bißchen Leben wirklich aufzubauen.

Und dann kam dieser blutige Tag, an dem er Junge, Kinder, Siebzehnjährige, in ahnungslosem Fieber, gepeitschte Lieder auf den Lippen und unter dem brausenden Sturm der Hörner und Trommeln geradewegs in die Kanonen laufen sah. Er legte die Hände vors Gesicht. Er drehte sich um, den Rücken gegen die Front, ein Sakrileg nicht mit anzusehen, in das der Wahnsinn anmaßender Menschen sich ausschüttet. Und so stieg er aus den schützenden Gräben, und das Gesicht weiß, dem Lande zugekehrt, in dem tausend — tausend Mütter über diese Stunde weinen würden. Er wurde zerfetzt ohne Aufschrei; was er gewesen war, kollerte in den Morast der Gräben hinab als eine Sache von höhnenden Gewalten, als lächerliches Hindernis über den Haufen geworfen.

Die Gewitter dieses Tages wühlten sich über den Ort hin und wichen und kamen wieder. Mensch, Muskel und Glied, ging verschollen wie Gerät, und nur das Ungefähr einer Nachricht erreichte Imgrabens alten Vater. Aus einem Brief, den eine fremde Hand auf rauhem Tournister in zerknittertes Papier gekritzelt hatte, erfuhr er, wie der Sohn in letzter Sekunde geradezu ein Denkmal seiner kindlichen Neigungen seinem Leben einen höheren Sinn gegeben hätte; und selbst diesem in einem Offizialdienst zur Uniform gewonnenen Mann packte das für Minuten erschütternd an, er rebellierte im Kampf zwischen Diensteid und menschlichen Regungen. Er bot nun vieles mit schwachen Kräften auf, den genauen Ort des Todes zu erfahren, doch führte die Mühe zu nichts, und mit dem Fatalismus einfacher Leute ergab er sich schließlich in die nackte Tatsache, ließ nun den Gedanken still um einen Platz kreisen, der für ihn kein genaues Gesicht hatte, aber mit Stern oder Kringel auf der Landkarte doch jene Stelle markierte, wo sein Leben und die Geschichte sich auf eine tiefsinnige Weise schnitten.

Nicht ganz ein Jahr danach schrieb ein Schulfreund des jungen Imgraben, er sei zwischen Wytschaete und Messines an einem Soldatenfriedhof vorübergekommen, habe dort auf einem Holzkreuz Imgrabens Namen gelesen. Aber die Truppe habe plötzlich Alarm gehabt, und als sie nach wenigen Tagen arg dezimiert aus der Front gezogen worden sei, habe er den Gräberplatz nicht mehr vorgefunden, nur noch ein von Mörsern furchtbar zersiebtes Feld. Das hölzerne Denkmal, zu dem Imgrabens Leib sich gewandelt hatte, war in die Luft gesplittert ohne eine Spur.

Wie ein letztes Blatt herbstlichen Laubes rollte nach Monaten noch eine weitere Erinnerung durch etliche Gedanken, Lippen, Augen. In einem Dorf, weit zurück hinter dem Houthulster Wald, fanden Kinder beim Spiel eine jener runden Erkennungsmarken, die nichts aufweisen als eine Nummer, tristes Symbol eines in die Opfermasse aufgegangenen Ichs. Gott weiß es, wie so dieses Stück Blech hierher in den Sand versprengt war, wo es der Zufall an Kinder weitergab. Ein Feldwebel, der die graue Münze bei „Kopf oder Wappen“ wirbeln und fallen sah, nahm sie an sich, ließ nachschlagen. Sie gehörte zu dem verschollenen Soldaten Imgraben.

Eine Ausstellung russischer Heiligenbilder

die vom Volksbildungskommissariat der Sowjetrepublik und der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas veranstaltet wird, wurde im Berliner ehemaligen Kunstgewerbemuseum eröffnet. Die Ausstellung, die Gemälde aus dem 14.—19. Jahrhundert umfaßt, gibt einen außerordentlich starken Eindruck von Rußlands früherer religiöser Kunst. — Neben dem hier gezeigten Bilde des Erzengels Michael die Professoren Grager (links) und Brjagin aus Moskau.

Ostpreußischer Humor

Von Alfred Hein.

Bei jeder Tanzgesellschaft wärmt wohl irgendeiner das berühmteste Pillkaller Ballgespräch auf: „Freilein, tanzen Sie Jazz? — Nein, später.“ So wie dieser Witz in Ostpreußen erfunden aber wahrscheinlich passiert ist, macht sich der Ostpreuße in unzähligen Anekdoten, die hier von Mund zu Mund gehen, über seine geistige und körperliche Schwerfälligkeit, über seinen breiten Dialekt und vor allem über die Gerissenheit und Pfiffigkeit seiner Bauern in gutmütiger, manchmal sehr drastischer Weise lustig. Die größte landwirtschaftliche Zeitung Ostpreußens mit dem anheimelnden Namen „Georgine“ sammelt seit Jahren nun die ihr aus Stadt und Land eingesandten „Wahren Geschichtchen“, und der ostpreußische Humor zeigt darin eine wirklich nicht gewöhnliche Entfaltung. Ob Russeneinfall, Inflation oder Krisenzeit, irgend etwas zu „beschabbern“ und zu „bekunkeln“ hat der Ostpreuße immer, und mit nicht bösartigem, doch oft bissigem Spott „quiddert“ er gern einen guten Witz hervor, so beim Schalche Grog, der von Mariä bis Christi Himmelfahrt das Nationalgetränk, der ostpreußische Maitrank bleibt.

Ein zweiter weniger bekannter Dialektwitz ist der vom Camembert. Wenn man in Tapiau in einer Kneipe fragt: „Haben Sie Camembert?“, so antwortet der Kellner prompt: „Nein, nur Insterburger Beer.“

Nicht nur in der Politik hängt der Ostpreuße an seinen Gewohnheiten fest. Im alten „trautsten“ Seebad Neukuhren ist es strikte Gewohnheit der Königsberger Stammgäste (manche gehen seit 40—50 Jahren dort von Mai bis September an den Strand), zur bestimmten Stunde auf dem Seesteg zu wandeln. Auch die Kinder werden mitgeschleppt. Ein Junge, der viel lieber sein Abendbrot statt des Abendrots haben möchte, atmet erleichtert auf, als endlich der Sonnenball ins Meer getunkt ist. Doch wie er sich mit den Eltern zum Nachhausegehen wendet, steigt vor ihm der rote Vollmond empor, und ihm entringt sich der Seufzer: „Erbarmung, da is se all wieder.“

Fast klassisch geworden ist ja der Lohengrin-Witz des Mannes aus Plembischken bei Bartenstein: „Du, Frau, wat seggt de Kürassier tom Ganter?“ *)

Viel belächelt wird auch hier die tatsächlich wahre Geschichte von einem bekannten Kavallerieoberst, der sich nach dem Kriege, aber völlig fremd der Landwirtschaft, eine ostpreußische Klitsche kauft und sich zum ersten Male einen Bullen vorführen läßt. Nach längerer Betrachtung sagt der Herr Oberst: „Na, nun lassen Sie ihn mal traben.“

Dem Ostpreußen sind allzu höfliche und liebenswürdige Leute zuwider. So kündigt auch ein Gutsbesitzer seinem Inspektor „in aller Freundschaft“, weil er zu liebenswürdig war. Der Inspektor versucht noch einmal in verbindlichster Form seinen Herrn zu überzeugen, daß man auch mit Liebenswürdigkeit ein Gut verwalten könnte. Nischt to moake! Da schlägt der höfliche Inspektor mit der Faust auf den Tisch und bedient sich des Spruches des Götz von Berlichingen. „Nei, nei, mein Gutster, jazz is zu spät. Jazz, wollen Sie sich einschmeicheln, was?“

*) Gänserich.

Kurz und treffend über die geistigen Beziehungen der ostpreußischen Bevölkerung in ihrer großen Mehrzahl, insbesondere der ländlichen, unterrichtet folgende Anekdote: „Ein höherer Ministerialbeamter unterhält sich auf einer Dienstreise in das ihm bis dahin unbekannte Land Ostpreußen im Abteil mit einem Ostpreußen. Er fragt diesen, was es in Ostpreußen Besonderes gäbe und was ein gebildeter Europäer unbedingt von Ostpreußen wissen müsse. — Er erhält folgende Antwort: „Wenn Sie nach Ostpreußen kommen, müssen Sie unbedingt etwas vom Bullen „Winter“ wissen. Eventuell auch etwas von Kant. Wenn Sie aber außer „Winter“ auch noch den Bullen „Anton“ kennen, dann können Sie auch Kant weglassen.“

Ebenso sind die Agrarier aber immer nach die Zielscheibe des Witzes. Arbeitslose schippen Schnee vor einem Restaurant in einer Kreisstadt, das gerade mehrere Landwirte, meist wohlbeleibt, verlassen. „Kiek mal, Korl, dem vollgefrätenen Ograrier! — „Jau, Minsch, aber där da is doch ganz dinn“ — „Wat, Koarl, ick segg di, där is to faul tom Fräten!“

Sehr derb und zu ehrlich ist auch der folgende Witz von der herzigen Rittmeistersfrau: Der Rittmeister a. D. Qu. erzählt in Gegenwart seiner Frau einigen guten Bekannten, er wäre als junger Leutnant zu einem Turnkursus nach Berlin kommandiert, dort bei einem feucht-fröhlichen Zusammensein mit Kameraden gefragt, wo er herstammte, und als er geantwortet, er sei Gutsbesitzerssohn aus Ostpreußen, hätte ein Kamerad gesagt: „Natürlich, Gutsbesitzersohn aus Ostpreußen! Sie müssen wissen, meine Herren, daß, wenn in Ostpreußen einem Gutsbesitzer ein Sohn geboren wird, man diesen eine Weile beobachtet und ihn, bekommt er Borsten, in den Schweinestall, bekommt er aber Haare, in das Kadettenkorps bringt.“ — Darauf Frau Qu, mit größter Ruhe: „Dich hat man nicht lange genug beobachtet!“

Daß die Jugend auch schon dem Humor der Väter in seiner offensten und gröbsten Form huldigt, kennzeichnet wohl die Unterhaltung eines Onkels mit einem Dreikäsehoch, dem es schwerfällt, das „Schw“ auszusprechen. Onkel: „Günterchen, sag mal Schwein!“ Günterche: „Zu wem?“

Und was kann für die Trostlosigkeit mancher ostpreußischen Gegend kennzeichnender sein als das Präsidentenwort zu einem Beamten, der gern wieder „ins Reich“ wollte: „Aber, mein Baster, seien Sie doch zufrieden. Aus dieser Stadt können Sie nie strafversetzt werden.“

Doch die Kultur ist keineswegs im Rückstande hierzulande geblieben, dies werden jedem Leser der „Georgine“-Anekdoten die „Vitamin“-Gardinen der Frau Piepereit und die „Legalität“ und „Brutalität“ der Hühner des Herrn B. in Bauxikorallen jederzeit beweisen. Auch den Ostpreußen tröstet in jeder Lebenslage sein eigener Humor, der selbst in der gegenwärtigen Zeit schwerster politischer und wirtschaftlicher Not nicht versiegt.

Alfred Hein (Königsberg).



Das Altstadt-Rathaus zu Braunschweig

ein Juwel der Gotik, begonnen um 1250, vollendet 1468. Davor der aus dem Jahre 1408 stammende gotische Marktbrunnen.

Wenn Materie verdampft!

Der englische Forscher Eddington, gleich ausgezeichnet als Forscher wie als phantasievoller populärer Darsteller, meint darüber folgendes: als höchste Temperatur, die in unserer Welt möglich ist, kommen etwa 40 Millionen Grad in Frage. Bei dieser Temperatur beginnt die Materie sich in Strahlung vollständig aufzulösen, gewissermaßen zu verdampfen. Die Materie verschwindet also, an ihrer Stelle tritt eine entsprechende Menge Lichtenergie auf. Dieses Licht zerstreut sich im Weltraum nach allen Seiten hin und wird sozusagen von der Unendlichkeit verschluckt.

Nimmt man aber das Universum als endlich an, so wird sich diese Strahlung nach den Gesetzen des Zufalles irgendwo im Kosmos treffen und durch Verdichtung wieder Stoff bilden, „Energiepakte“, wie die moderne Physik sagt. Diese Vorstellung von der verdampfenden Materie und der sich wieder neu aufbauenden bildet die Grundlage für moderne Weltschöpfungslehren. Dabei wird nicht mehr wie zurzeit Kants das Planarsystem ins Auge gefaßt, sondern gleich das ganze Universum.

Lustige Ecke

Verletzte Eitelkeit. „Na, Anna, man sieht Sie ja jetzt so oft beim Zahnarzt? Sie hatten doch früher so große Angst davor?“ — „Ja, es ging nicht mehr anders, nachdem mich mein Emil einen „lebendigen Lumpenkeller“ genannt hat — „in jeder Ecke einen Knochen“.

Väterliche Ansprache. „Mädels, ihr habt jetzt das heiratsfähige Alter erreicht, nun seht euch schleunigst nach vernünftigen Männern um. Je eher desto besser. Und euch Jungens kann ich nur den väterlichen Rat geben — heiratet nie!“

Gespräch. „Waren Sie gestern im Theater, Fräulein?“ — „Nein, ich bin gleich zu Bett gegangen.“ — „War es gut besucht?“

Freundinnen. „Edith, glaubst du an die Liebe auf den ersten Blick?“ — „Jawohl. Das ist mir schon fünfmal passiert!“

Kommunalpolitisches aus Eichenau

Der neue Markttarif — 200 000 Zloty für ein Beamtenwohnhaus

Der gestrigen Gemeindevertretersitzung, die wiederum sehr sachlich verlief, lagen 10 Punkte zur Erledigung vor, und zwar: Festsetzung des Prozentsatzes zur Erhebung der Gebäudesteuer für das Jahr 1929/30. Es wurde beschlossen, wie im Vorjahre 5 von 1000 für private und 6 von 1000 für geschäftliche Gebäude zu erheben. Ferner wurde beschlossen, 100 Prozent Zusatzsteuer von Grundstücken zu erheben. Als 3. Punkt stand zur Beratung die Festsetzung der Steuersumme von Bauplätzen, welche auf 5 von 1000 festgesetzt wurde. Nächster Punkt war Festsetzung des Wasserzinses für den Verbrauch bei Bauten von Gemeindehydranten. Bei Bauten im Werte von 2000 Zloty wird kein Wasserzins erhoben. Bei Bauten im Werte von über 2000 Zloty 2 Zloty von 1000. Punkt 5 der Tagesordnung war die Festsetzung des Standgeldes am Markt. Nachstehender Tarif wurde festgesetzt: Abt. 1: Fuhrwerke (Einspänner) mit Kartoffeln, Kraut und dergleichen 1 Zloty, Zweispänner 1,20 Zloty, Plateauwagen 1,50 Zloty, Wagen mit Obst, Heu, Stroh und dergleichen: Einspänner 1,50 Zloty, Zweispänner 1,75 Zloty. Abt. 2: Wagen mit Fische und Krebse, Einspänner 2 Zloty, Zweispänner 3 Zloty, ein Trog bis 1 Meter Länge 60 Groschen, über 1 Meter 80 Groschen, ein Fischkorb 30 Groschen, ein Faß 50 Groschen. Abt. 3: Ein Wagen Ferkel 2 Zloty, einzelne Stücke Schweine über 50 Kilogramm 1 Zloty, ein Pferd 2 Zloty, eine Kuh 1,50 Zloty, Ziegen und Schafe 30 Groschen. Abt. 4: Fleischerstände bis 2 Meter Länge 1,50 Zloty, für jeden weiteren Meter 50 Groschen. Abt. 5: Bäcker und Pfefferküchler für einen Bäckerstand 30 Groschen, ein Pfefferküchlerstand bis 2 Meter 50 Groschen. Abt. 6: Geflügel und Kleintierstände 80 Groschen pro Stand. Abt. 7: Gegräupe-, Eier- und Butterstände pro Quadratmeter 30 Groschen, Faßbutter und Kisten pro Quadratmeter 80 Groschen, ein weiterer 1 Zloty. Abt. 8: Schuster, Schneider, Bürstenmacher und Gärtner pro Quadratmeter 30 Groschen. Abt. 9: Porzellanwaren der Quadratmeter 30 Groschen. Abt. 10: Pilze, Kräuter und andere Waldfrüchte pro Quadratmeter 10 Groschen. Abt. 11: Alle anderen Waren fortan 30 Groschen pro Quadratmeter. Jeder angefangene Meter wird als voll berechnet. Als 6. Punkt stand die Wahl eines neuen Schiedsmannes für den verstorbenen Schiedsmann Schubert auf der Tagesordnung. Aus der Wahl ging Herr Plottnik August einstimmig hervor.

Beim nächsten Punkt wurde beschlossen, beim Slonski Urzond Wojewodzki eine Anleihe von 200 000 Zloty für den Bau eines Wohnhauses für Beamte zu verlangen, ferner die ulica Milowicka auf den Etat des Slonski Urzond Wojewodzki zu setzen. Seit längerer Zeit kann diese Straße als eine Provinzialstraße betrachtet werden. Die ganze Geschäftswelt aus Bendzin und Sosnowice benutzt sie und die Gemeinde könnte alle Jahre die Reparatur vornehmen. Alsdann standen auf Antrag der Wojewodschaftskommission verschiedene Ausgaben, die bei der Revision beanstandet wurden, zur Beratung. Es wurde beschlossen, den Betrag von 100 Zloty dem früheren Gemeindesekretär Matuszczyk nicht zu genehmigen. Dagegen bewilligte man dem Beamten beim Erheben der Markttarife eine 5prozentige Provision. Unter Verschiedenes stellt Gemeindevertreter Raiwa den Antrag, in der ganzen Gemeinde an Hydranten und Wasserschiebern Tafeln anzubringen, damit bei eventuellen Rohrbrüchen die ganze Straße nicht aufgegraben werden muß. Diesem Antrag wurde stattgegeben.

Nach Erledigung einer ganzen Anzahl anderer Fragen konnte Gemeindevorsteher Kosma die ruhig verlaufene Sitzung schließen.

Königshütte und Umgebung

Der Magistrat übernimmt Schadenersatz. Durch die vielen Rohrbrüche an der Hauptwasserleitung sind auch ..e Einwohner in erheblicher Weise geschädigt worden, indem ihre Kartoffelvorräte unter Wasser gesetzt worden sind. Der Magistrat hat beschlossen, eine Kommission damit zu beauftragen, bei den Einwohnern den entstandenen Schaden festzustellen, um entweder den Betreffenden ein gewisses Kartoffelquantum oder auch Geldbeträge zuzustellen. Bis jetzt haben sich 30 geschädigte Personen gemeldet.

Deutsches Theater. Am Sonntag sind die Tegernseer wieder da. Gespielt wird „Jägerblut", ein Volksstück mit Gesang und Tanz. Am Abend kommt die lustige Bauernposse „Adams Sündenfall" mit Tanz und Schuhplattler zur Aufführung. In den Pausen konzertiert das Terzett. Vorverkauf an der Theaterkasse von 10 bis 13 und 17,30 bis 18,30 Uhr. Tel. 150. — Freitag, den 1. März: „Friderike", Operette von Lehar.

Schubertfeier. Am Sonntag, den 3. März, abends 8 Uhr, veranstaltet die Deutsche Theatergemeinde eine Schubertfeier, bei der der Volkschor Königshütte mit gemischten Chören, die Konzertsängerin Frau Mazurek-Breslau mit Schubertliedern und Fräulein Magda Krause-Königshütte mit einer Violinsonate mitwirken wird. Die künstlerische Leitung hat Studienrat Birkner-Kattowitz, der auch den Festvortrag hält. Vorverkauf an der Theaterkasse und im Volkshause.

Die Innenarbeiten im Rathausneubau. Der Magistrat hat bis jetzt fast sämtliche Innenarbeiten, die im Rathausneubau auszuführen sind, an entsprechende Firmen, die auf Grund eingereichter Offerten den Zuschlag erhalten hatten, und zwar seit längerer Zeit schon vergeben. Man konnte daher erwarten, daß diese Firmen mit allem Nachdruck sofort daran gehen werden, die übernommenen Arbeiten durchzuführen und schnellstens zu beenden. Doch was sieht man? Rauhe Winde streichen um die Mauern und die Sonne schaut in die Fenster nach dem Innern, wo alles tot ist. Kein Hammerschlag ertönt, keine rührige Hand des Handwerks bewegt sich hier. Es scheint, als ob alles im Winterschlaf weiter verharren wollte. Aber anderswo, wo dieselben Firmen gleichfalls Arbeiten angenommen haben, bemerkt man eine ausgesprochene Regsamkeit. Ist das nicht sonderbar? Glauben vielleicht fragliche Firmen, die Geduld der Stadt bezw. des Magistrats noch länger auf die Probe stellen zu können. Meinen sie vielleicht, daß die Stadt noch lange warten könne, ehe sie von dem neuen Rathaus Besitz ergreifen werde und hoffen sie gar, daß der Magistrat die verwirkten Konventionalstrafen ihnen erlassen wird? Dann irren sie sich. Der Unwillen über die Lässigkeit, mit der die beauftragten Firmen der Stadt gegenüber aufwarten zu können glauben, wird immer größer und die Geduld wird bald reißen. Später aber sollen sich Firmen, die ein derart sonderbares Benehmen der Stadt gegenüber an den Tag legen, nicht wundern, wenn sie bei weiterer Vergebung von Arbeiten übergangen werden.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Der verprügelte Oberhäuer. Zwischen dem Oberhäuer Lampert und dem Häuer J. kam es Untertage auf der Paulusgrube zu einer heftigen Auseinandersetzung wegen Arbeitsangelegenheiten. Schließlich schlug J. den Oberhäuer mit einer Kaffeeflasche auf den Kopf, so daß dieser sofort ausfahren und sich in ärztliche Behandlung begeben mußte.

Die bittere Kälte. In die Wohnung des Ingenieurs Zentka in Bismarckhütte wurde dieser Tage eingebrochen und ein Pelz im Werte von 600 Zloty gestohlen. Den Spitzbuben sucht man noch.

Republik Polen

Lodz. (Kesselexplosion.) In der Fabrik von Rosenblatt in der Karola 36 erfolgte gestern die Explosion eines Dampfkessels, der zur Inbetriebsetzung der Maschinen in der Stärkeabteilung dient. In dieser Abteilung sind zwei solcher Kessel tätig. Als gestern die Arbeit in vollem Gange war, erfolgte plötzlich eine starke Detonation, die zur Folge hatte, daß in dem Gebäude alle Scheiben sprangen. Wie es sich herausstellte, war einer der Kessel in die Luft gegangen. Durch Glas- und Eisensplitter wurden der 25 Jahre alte Borowinski und der 25 Jahre alte Bronislaw Wojciechowski erheblich verletzt. Der durch die Explosion angerichtete Schaden beträgt 5000 Zloty. Die von der Polizei eingeleitete Untersuchung konnte die genaue Ursache der Explosion nicht ergeben.

Bentschen. (Einem großen Brillantenschmuggel ist die hiesige Zollbehörde auf die Spur gekommen. Ein Zollrevisor beobachtete, daß in letzter Zeit auffallend viele Personen mit Gipsverbänden an Händen und Füßen die Zollstelle passierten. Er folgte diesen Personen unbemerkt und stellte fest, daß sie in Polen gemeinsam ein Auto bestiegen und zu einem Juwelier fuhren. Mit Hilfe der Ortspolizei nahm man sofort eine Untersuchung vor. Man traf die betreffenden Personen auch richtig an, als sie gerade die Gipsverbände lösten, in denen sich Brillanten im Werte von über 2 Millionen Zloty vorfanden, die natürlich der Beschlagnahme verfielen. Weitere Erhebungen ergaben, daß mehrere bekannte Juweliere aus Warschau, Krakau und Lodz an diesem Schmuggel beteiligt sind. Der findige und aufmerksame Zollrevisor dürfte mit der ihm behördlich zustehenden Belohnung wohl zufrieden sein.

Deutsch-Oberschlesien

Neue Stillegungsgerüchte um die Gleiwitzer Lokomotivwerkstatt der Reichsbahn.

In der Stadtverordnetensitzung von Donnerstag wurden u. a. die Frage gestellt, ob es zutreffe, daß die Lokomotivwerkstatt kurz vor ihrer Stillegung stände. Oberbürgermeister Dr. Geißler machte zu dieser Frage einige Ausführungen. Er betonte insbesondere, daß die Reichsbahn bisher immer die weitere Durchführung des Betriebes in den Gleiwitzer Werkstätten zugesichert habe. In der letzten Zeit sei allerdings von zuständiger Stelle geltend gemacht worden, daß die hohen Reparationslasten die weitere Betriebsführung in den Werkstätten nicht mehr unbedingt sichern. Wenn das Stadtparlament in dieser Frage aktiv werden würde, dann werde der Magistrat dieses Vorgehen nachdrücklich unterstützen. Hieraus dürfte zu schließen sein, daß in der nächsten Stadtverordnetensitzung eine Entschließung gefaßt werden wird, die auf die Gefahren aufmerksam machen dürfte, die im Zusammenhang mit einer etwaigen Schließung der Lokomotivwerkstatt verbunden würden. Die Lokomotivwerkstatt beschäftigt eine außerordentlich große Anzahl von Arbeitern, die dann erwerbslos würden und die ohnehin große Anzahl der Arbeitslosen in Gleiwitz noch erhöhen würden. Die wirtschaftlichen Folgen einer solchen Maßnahme wären außerordentlich groß.

Katscher. (Beim Kartoffelgraben unterm Schober erstickt.) Auf dem Dominium Konstanzenhof bei Katscher fand am Mittwoch der Ackerkutscher Franz Navel in der Kartoffelmiete den Tod. Er war mit dem Herausholen von Kartoffeln beschäftigt. Da der Boden stark gefroren war, deckte er die Miete nur an dem einen Ende auf und holte so die Kartoffeln heraus. Als er am andern Ende war, brach plötzlich die hohlgewordene Wölbung in sich zusammen, so daß N. nicht mehr herauskonnte. Navel konnte nur noch als Leiche hervorgeholt werden. Der hinzugerufene Arzt stellte den Erstickungstod fest. Navel stand im Alter von 25 Jahren und hinterläßt Frau und ein erst vor vier Wochen geborenes Kind. Dieses bedauerliche Unglück dürfte für viele Landwirte eine eindringliche Warnung sein.

Geschäftliches

Gedenket der hungernden Vögel!

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse" Sp. z ogr odp., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Am Altar

Roman von E. Werner.

26)

„Ich habe Herrn Pater Benedikt an die Schranken erinnert, die er mir gegenüber vergessen hat!"

„Wenn du wirklich diese Worte ausgesprochen hast, so wirst du sie zurücknehmen und Bruno um Verzeihung bitten!" befahl der Graf mit einer Härte, die wenig Väterliches hatte.

„Mein Vater!"

„Ottfried, du wirst!"

„Nun und nimmermehr!" rief Ottfried heftig, und der Blick, den er dabei auf seinen Gegner schoß, war so voll Haß, daß der Graf einsah, er dürfe den Konflikt nicht bis zum äußersten treiben. Er trat zu Benedikt und legte die Hand auf dessen Arm.

„Ottfried ist jetzt zu gereizt, er wird sich besinnen und in einer ruhigen Stunde dir die Abbitte leisten. Gib dich zufrieden, Bruno, ich sage dir, es wird geschehen."

Benedikt zog kalt den Arm zurück. „Herr Graf, ich verzichte auf eine erzwungene Genugtuung! Ich stand im Begriff, mir wegen einer Beleidigung selbst Recht zu schaffen, fremdem Einfluß mag ich es nicht danken."

„Fremdem? Bruno?"

Der Vorwurf klang beinahe schmerzlich, aber der Graf richtete nun einmal nichts aus mit dieser Milde seinem Schützling gegenüber. In dessen Auge lag wieder der alte Widerwille, die geheime Abneigung, mit der er jede Annäherung, jede Zärtlichkeit, die von dieser Seite kam, zurückwies.

„Ich muß jetzt wohl wünschen, Sie wären mir fremd geblieben mit Ihrer Gnade und Ihren Wohltaten, Herr Graf!" sagte er hart. „Ich habe diese Wohltaten von jeher gehaßt: sie wurden mir aufgezwungen, als ich noch ein Kind war, und als ich zum Bewußtsein erwachte, hatte man bereits Sorge getragen, daß mir jeder andere Lebensweg verschlossen blieb. Ich konnte und kann nichts von dem Empfangenen zurückzahlen, ich muß es zeitlebens als eine Schuld mit mir herumtragen, das ist auch eins von den gepriesenen Vorrechten meines Standes, der jede Selbständigkeit vernichtet. Aber," hier brach eine heiße Bitterkeit mitten durch die erzwungene Ruhe, „aber ich wollte, Sie hätten mich nicht der Sphäre entrissen, für die ich geboren ward, ich wollte, Sie hätten mich zum Bauer, zum Taglöhner werden lassen, der im Schweiße seines Angesichts das saure Brot verdienen muß, es wäre besser gewesen, und ich hätte es Ihnen mehr gedankt, als dies Leben — am Altar!"

Ottfried hörte fast erstarrt zu, das schien ihm denn doch jedes Maß der Undankbarkeit und Unverschämtheit zu übersteigen, und sein Vater, an den sich all diese Beleidigungen richteten, der seine Gnaden verschmäht, seine Wohltaten mit Füßen getreten sah, Graf Rhaneck stand da, ohne sich zu regen, ohne auch nur mit einem Worte den wilden Ausbruch zu zügeln. Kein Zorn, nur eine immer zunehmende Angst sprach aus seinem Antlitz, als tue sich etwas Niegeahntes, Furchtbares vor ihm auf, und als Benedikt die letzten Worte mit unverkennbarem Hasse herausschleuderte, da wendete er sich erbleichend ab und legte die Hand über die Augen.

Aber wenn irgend etwas imstande war, Benedikt zur Besinnung zu bringen, so tat es dies stumme Abwenden.

„Sie werden meine Undankbarkeit himmelschreiend nennen, und Sie tun recht daran!" sagte er ruhiger. „Ich habe nur Gutes von Ihnen empfangen und lohne Ihnen so dafür, es ist verdammenswert, ich weiß es, aber ich kann nicht anders!"

Er neigte sich gegen den Grafen und wandte dann den beiden den Rücken, Ottfried sah ihm nach, sah dann auf den Vater und schüttelte den Kopf; die Szene blieb ihm unbegreiflich.

„Papa, ist es möglich, das läßt du dir sagen! Du? — und schweigst dazu?"

Der Graf richtete sich auf, er hatte auf einmal seine ganze Energie wieder. „Schweig du selbst, Ottfried!" sagte er befehlend, „das sind Dinge, über die nur mir allein die Beurteilung zusteht, aber vor einem will ich dich noch warnen. Du wirst Bruno nie wieder feindlich gegenübertreten, hörst du? Niemals! Ich werde sorgen, daß es auch von seiner Seite nicht mehr geschieht. Wenn ihr euch nun einmal durchaus nicht vertragen könnt, so bleibt fern voneinander, hassen dürft und sollt ihr euch nicht, und beleidigen," hier flammte sein Blick aufs neue drohend, „beleidigen wirst du ihn nicht wieder, oder ich fordere Rechenschaft von dir."

Ottfried schwieg, aber zum erstenmal stieg ein argwöhnisches grübelndes Nachdenken in ihm auf, welchen Grund denn sein Vater hatte, diesen seinen Schützling fortwährend mit einer Schonung und Nachsicht zu behandeln, die sonst keineswegs in seinem Charakter lag und deren sich der eigene Sohn niemals erfreute. Er und Benedikt waren sich sonst stets fremd geblieben, nur in der Kinderzeit hatte man sie bisweilen zusammengeführt, und Ottfried hatte nie erfahren, wie weit die Fürsorge des Vaters für jenen eigentlich ging. Jetzt zum erstenmal sah er sich gegen den Fremden offenbar zurückgesetzt, sah, wie mit augenscheinlicher Vorliebe für diesen Partei genommen ward, gegen ihn. — Was war es denn eigentlich mit diesem Benedikt?

„Und jetzt komm!" schloß der Graf hastig, als wolle er den Eindruck der eben durchlebten Szene verwischen, „laß uns nach Rhaneck zurückkehren, es ist hohe Zeit!"

Ottfried gehorchte, zuvor jedoch nahm er den Band Spinoza von dem Feldsteine, auf dem er bisher gelegen, und schickte sich mit einiger Ostentation an, denselben in seine Jagdtasche zu stecken.

„Was hast du da?" fragte der Graf zerstreut.

„Die Lieblingslektüre des Herrn Pater Benedikt!" entgegnete Ottfried boshaft, ihm das Buch hinüberreichend.

Der Graf schlug den Titel auf und fuhr zurück. „Auch das noch! Allmächtiger Gott, was soll daraus werden!"

Er steckte das Buch zu sich und wendete sich dann kurz zu seinem Sohne: „Du schweigst gegen den Oheim! Ich werde selbst mit Bruno darüber sprechen! Jetzt laß uns gehen."

Ottfried folgte mit verbissenem Zorn, er sah, daß dem gehaßten Mönche nicht beizukommen war, der Vater war offenbar entschlossen, ihn mit seiner ganzen Macht zu schützen. —

Lucie hatte inzwischen den Garten von Dobra erreicht, wo Fräulein Reich sie mit einer Strafpredigt über ihr eigenmächtiges Davonlaufen und allzu langes Ausbleiben empfing, aber schon beim ersten Satze stockte Franziska, als sie die verweinten Augen und die niedergeschlagene Miene des jungen Mädchens gewahrte.

„Um Gottes willen, Kind, was ist denn vorgefallen?" rief sie erschreckt. „Ist etwas passiert? Hat Ihnen jemand irgend etwas zuleide getan?"

Lucie schüttelte den Kopf, sie wollte den alten übermütigen Ton wieder anschlagen, wollte mit irgendeinem Scherz ausweichen, aber die Lippen versagten ebensosehr das Lächeln, als die Stimme den Scherz. Sie warf noch einen Blick zurück nach dem Walde, dann schlang sie plötzlich beide Arme um den Hals Franziskas, verbarg den Kopf an deren Brust und brach ohne ein Wort, ohne eine Erklärung aufs neue in bitterliches Weinen aus.

(Fortsetzung folgt.)

Rasputin in Südafrika

Durch Unrecht kommt Recht — Die Liebe des Propheten — Eine Ehe, die nicht sein sollte

In einer der aufstrebenden Städte der südafrikanischen Union, die an der Ostküste Afrikas liegen, wurde kürzlich ein Mr. Henry Fowler wegen schwerer Körperverletzung, begangen an einem Inder, zu 10 Pfund Geldstrafe verurteilt. Die Gerichtsverhandlung brachte die merkwürdigen seelischen Hintergründe eines Mannes zutage, der unter seinen Mitbürgern den Spitznamen Rasputin trug. Die Artikel der Zeitungen, die von dem Fall berichteten, erschienen alle mit großer Schlagzeile: Rasputin in Südafrika.

Ich lernte zufällig an Bord einen Mann kennen, der mit Fowler zu tun gehabt und der mir Einzelheiten über ihn berichten konnte, die die öffentlichen Mitteilungen zu einem anschaulichen Bild ergänzten. Fowler war zweifellos ein Original, dessen Lebensgewohnheiten sich wesentlich von denen anderer Menschen unterschieden. Man sah ihn selten tagsüber auf der Straße; zur Nachtzeit ging er mit einer großen, viereckigen Stallaterne spazieren.

Bei der Jugend erregte dieser Beleuchtungskörper, der in bewußtem Gegensatz zu den die Stadt weithin klärenden Bogenlampen stand, Spott und Zorn. Eines Tages wurde die Stallaterne von einem Stein getroffen und zersplitterte in Fowlers Händen. Seit dieser Zeit sah man den Mann nur noch selten. Fowler galt als Sehenswürdigkeit.

Henry Fowler kümmerte sich wenig um das, was die Leute über ihn sagten; seine Interessen galten ganz anderen Dingen oder vielmehr anderen Menschen. Er war — wir wollen mit dieser Feststellung nicht länger warten — in eine soeben aus der Mission entlassenen Halbinderin verliebt, die den Namen Maria Ikeda trug.

Fowlers Schrullenhaftigkeit bezog sich hauptsächlich auf ethische Fragen, er behauptete, Recht könne erst geschehen, wenn Unrecht vorhergegangen sei, und wenn dieses fehle, müsse man es im Sinne einer vollkommenen Welt herbeischaffen. Früher, als er noch unter Menschen ging, hatte er diese Grundsätze öfter seinen Freunden auseinandergesetzt und selbst hinzugefügt, daß sie Rasputins Weltauffassung glichen. Daher leitete sich sein Spitzname, man sprach ihn nach wie andere Schlagworte auch, die guten Geschäftsleute wußten natürlich nicht, was der russische „Prophet" gewollt hatte. Der Name sprach sich glatt aus und blieb an Fowler haften, er selbst machte sich nichts daraus, nahm ihn sogar gern hin; denn er bildete sich ernsthaft ein, in vielen Dingen ein Anhänger des Russen zu sein. Aeußerlich glich Fowler einem typischen Kolonialengländer, von einem Slawen war nichts zu entdecken, aber auch innerlich bedeutete die Aehnlichkeit nicht mehr als eine schrullenhafte Konstruktion des Stallaternenmannes. In der Stadt, in der Fowler lebte, fuhren noch die Treckbauern mit ihren Ochsen zu Markt, die Neger schoben Rikschas; Landschaft und Menschen krachten vor Nüchternheit wie ein frischgehobelter Tisch. Nirgendwo in dieser Atmosphäre hellen Himmels, grüner Flüsse und zuckerrohrbesiedelter Ebenen konnte man an Rußland denken. Man durfte den Beinamen Rasputin nicht höher als einen Bierulk einschätzen. Viel näher wäre man den Dingen gekommen, wenn man sich mit Fowlers puritanischer Herkunft abgegeben hätte, wenn man den Gerüchten nachgegangen wäre, die wissen wollten, er sei früher Wanderprediger und Boxer in Amerika gewesen.

Maria war eines Tages in Fowlers Wohnung gekommen, um eine Bestellung des Postmeisters, F. Ch. Kenny, zu überbringen. Die Gestalt und die ungewöhnlich anmutigen Bewegungen des Mädchens hatten auf den alternden Rechthaber Eindruck gemacht. Es blitzte ihm durch den Kopf: Jetzt oder nie. Er fühlte, daß er dringend eines weiblichen Ausgleiches für seine immer schärfer und unangenehmer werdende Junggesellerei bedurfte. Ehe mit einer Farbigen kam nicht in Betracht, man hätte Fowler die Fenster eingeschossen, und er wäre seines Lebens nicht mehr sicher gewesen. Einem freien Verhältnis widersetzte sich entschieden Fowlers „ethische" Grundauffassung, ein Furchtschauer rieselte ihm über den Rücken. Was tun?

Fowler merkte deutlich an seinem Herzen, daß er das Mädchen liebte. Die Verhältnisse waren komplex, der Ausgang ungewiß, die ersten Ueberlegungen endeten mit einer Indienststellung Marias als Wasch- und Kochfrau. Fowler lebte von nun an in einem Zustand erhöhter Spannung, der das Schlimmste für seine Gesundheit befürchten ließ, er umschlich Maria wie ein Wolf, verwandelte sich aber auf eigenen Befehl sofort in ein Lämmlein, wenn ihm seine Grundsätze einfielen. Maria wußte von allem nichts, ging harmlos ihrem Dienst nach, blühte auf wie eine exotische Rose verführerischer Art und erfüllte das stumme Haus Fowlers mit dem Duft spontaner Lebendigkeit.

Was tun? Die Zeit mit der Stallaterne erschien dem Gequälten jetzt wie ein Fastnachtsscherz, im Kampf gegen die groben Meinungen seiner Mitmenschen hatte er umsonst Energie und Mut verschwendet. Hier handelte es sich um die Lösung einer praktischen Frage, die für das ganze Leben von höchster Wichtigkeit war. Es blieb kein Platz mehr für knabenhaftes Ausweichen, man mußte der Gefahr gerade ins Auge sehen. Manchmal, wenn Fowler ehrlich verzweifelt auf seinem Bett lag, dachte er daran, mit Maria das Land zu verlassen, sie zu heiraten und nach Rußland zu gehen, von dem er eine unklare mystische Vorstellung hatte. Zur rechten Zeit fiel ihm dann ein, daß er mehr noch als die Wurzeln einer Zuckerrohrstaude in der Humusschicht der Union steckte und bei einer Verpflanzung elend zugrunde gegangen wäre. Von seiner Liebe getrieben, heckte Fowler nun einen Plan aus, der eine Woche lang das Kopfschütteln Südafrikas erregte. Da er das Mädchen nicht besitzen konnte, wollte er es vorläufig moralisch in seine Gewalt bringen. Vielleicht erhoffte er von einem Zufall kommender Tage eine Erfüllung materieller Wünsche. Wer weiß, was sich ergeben würde, wenn Maria Ikeda einmal durch Dankbarkeit an ihn gefesselt war?

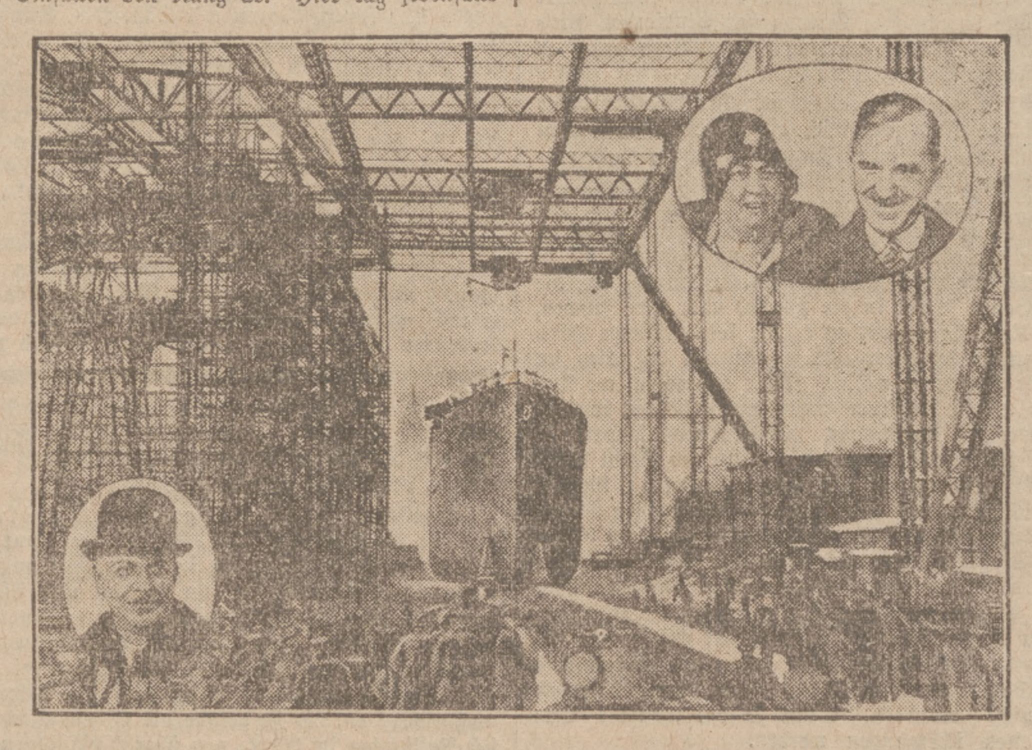
Es sollte Unrecht geschehen, damit daraus Recht werden könnte. Maria mußte sich mit einem Inder verloben, der in der Rolle eines Strohmannes Fowlers kleinste Befehle ausführte. Der Inder sollte als Waschmann ins Haus genommen werden. Es mußte — wie in einem Film — eine Szene geben, in der der Inder mit den Fäusten auf Maria eindrang. Maria sollte vor dem Verlobten zittern, das Unrecht, das ihr widerfuhr, mußte kraß hervortreten. Als rettender Engel würde sich Fowler zeigen, ein Schlag erledigte den Inder. Maria fiel ihm dankbar weinend in die Arme. Aus kindlicher Liebe wurde vielleicht einmal echtes Temperament, das auch die eingeborenenfeindliche Wachsamkeit der Oeffentlichkeit überwinden konnte. Wenn Maria ihren Retter so liebte, daß sie alle Hindernisse stürmte — konnte dann noch jemand etwas sagen? Es war möglich, daß das Mädchen einen Ausweg fand, den Fowler jetzt vergeblich suchte. Eine Frau, die aus den Klauen eines Wüterichs befreit wird, kann, wenn sie ein wirkliches Herz hat, nicht nur dem Himmel danken. Auch der Retter muß sein Teil abkriegen. So dachte Fowler.

Dann wieder erschien ihm der Plan irrsinnig, er glaubte nicht, daß praktisch etwas Günstiges für ihn dabei herauskommen könnte. Fowler verzehrte sich in Selbstgesprächen und schlaflosen Nächten, so daß Maria ihn beunruhigt zu beobachten begann. Sie hielt den Mann für wahnsinnig und beschloß, ihren Dienst bei ihm so bald wie möglich aufzugeben. Sie ahnte nicht, was mit ihr geschehen sollte; denn je mehr ihre Abneigung gegen Fowler Fuß faßte, desto näher rückte dieser — der die Beobachtung für wachsendes Interesse hielt — seinem schrulligen Plan.

Fowler überdachte alles noch letztes Mal, er sah keine andere Möglichkeit. Von sich aus konnte er nicht mehr tun, um in den Besitz des Mädchens zu kommen. Wenn die öffentliche Meinung unübersteigbare Hindernisse in den Weg legte, mußte die Initiative von Maria ausgehen. Sie mußte sich entscheiden, nachdem sie befreit war. Wenn er ihrer Liebe sicher war, würde sie diese Liebe so geheim wirken lassen können, daß die ganze Stadt betrogen wurde. Ein liebendes Mädchen lief dem größten Weisen an klugen Einfällen den Rang ab. Hier lag jedenfalls die letzte Möglichkeit eines Erfolges: durch Unrecht mußte Recht geschehen, und dem Recht folgte der Erfolg.

Vielleicht wäre der Plan dennoch nicht zur Ausführung gelangt, wenn Fowler nicht ein moralischer Narr gewesen wäre. Er war am Ende mehr in seinen Plan und dessen Zusammenhang mit seiner schrulligen Weltauffassung verliebt als in Maria Ikeda. Aus seinen Aussagen im Prozeß konnte man entnehmen, daß er sich für ein Werkzeug des höchsten Willens hielt. Der Fall endete damit, daß der Inder zwar ins Haus kam, sich auch die Pläne Fowlers geduldig anhörte und sein Geld in die Tasche gleiten ließ, aber in einer wesentlichen, allerdings unbesprochenen Sache eigene Wege ging. Er verliebte sich nämlich noch schneller in Maria, als Fowler es getan hatte; da er von ethischen und anderen Hemmungen nichts wußte, sagte er ihr, wie es um ihn stand. Während Fowler die große Filmszene, die ihn an das Tor seiner Wünsche bringen sollte, zitternd erwartete, lebten die beiden Naturkinder harmlos sich liebend in seinem Haus. Als Fowler dies eines Tages begriff, stürzte er sich auf den Waschmann und zerschlug ihm die Figur so stark, daß er zu 10 Pfund verurteilt wurde. Maria verstand es, sich während des Prozesses eine andere Heimat zu suchen; niemand wußte, wohin sie entschwunden war.

Richard Huelsenbeck.



Der Stapellauf des größten deutschen Motorschiffes

Auf der Werft von Blohm und Voß in Hamburg lief in Gegenwart einer Abordnung der amerikanischen Stadt Milwaukee das Doppelschrauben-Motorschiff „Milwaukee" der Hamburg-Amerika-Linie vom Stapel, das mit einem Raumgehalt von 16 000 Tonnen das größte deutsche Motorschiff ist. Die Taufrede hielt der Bürgermeister von Milwaukee, Hoan — seine Gattin vollzog den Taufakt (beide rechts oben). Geheimrat Dr. Cuno (links unten), der frühere deutsche Reichskanzler, vertrat die Hamburg-Amerika-Linie. — Unser Bild zeigt den Augenblick des Stapellaufes.

Einzelrichter

Von Ricardo.

Ein weißhaariger, versierter Rechtsgelehrter sprach einmal in seiner Eigenschaft als Vorsitzender eines Gerichts: „Dazu haben wir ja die verschiedenen Instanzen, daß Irrtümer niederer Instanzen von höheren ausgemerzt werden." Nicht mit listigem Augenzwinkern sprach er, sondern würdevoll und ernst.

Höhere Instanzen sind dazu da, um Irrtümer niederer zu beseitigen! Man hat sich das schon vor dem Ausspruch jenes greisen Rechtsgelehrten gedacht. Und wer es nicht wußte, hat es an den Gerichtskostenrechnungen gemerkt. Irrt sich die erste Instanz und spricht einen Unschuldigen schuldig, mein Gott, so läuft er eben ein halbes Jahr als abgestempelter Verbrecher in der Stadt herum, bis die zweite Instanz den Irrtum behebt. Das sei eben Pech, wird man sagen, und alle menschlichen Einrichtungen sind unvollkommen. Irren ist menschlich! Schönchen! das läßt sich hören. Nur, warum werden „Irrtümer" Angeklagter — denn was ist ein Verbrechen, Vergehen, eine Uebertretung anderes als ein „Irrtum" im weiteren Sinne! — so verhängnisvoll geahndet, während ein „irrender" Richter nie, aber auch nie zur Verantwortung gezogen wird? Oder ist es etwa kein Verbrechen, einen unbescholtenen Menschen aus Bequemheit, Leichtsinn oder Fahrlässigkeit auch nur vorübergehend zum Verbrecher zu stempeln? Ist es nicht geradezu ungeheuerlich, daß erste Instanzen „für alle Fälle" verurteilen und die eingehende Untersuchung des Falles der nächsten Instanz überlassen? Die Fälle häufen sich, bei denen die erste Instanz auf exorbitant hohe Strafen erkennt, während die zweite einen Freispruch fällt!

Woran liegt das? Woran liegt das wenigstens in erster Linie? An der mittelalterlichen Einrichtung des — Einzelrichters! Auch Schnellrichter (!) oder M.-G.-Richter (Maschinengewehrrichter) genannt, weil er Unheil verfeuert wie ein M.-G.! Ein einzelner Mensch — und häufig ein junger Assessor — verhängt nach freiem Ermessen aus dem Handgelenk Strafen, spricht alleine schuldig oder nicht. Urteilt über Charaktere, wertet Aussagen, prüft Handlungsweisen ihm völlig wesensfremder Menschen. Alles ganz alleine! Mag man ihm selbst den Willen der Objektivität im weitesten Maße zubilligen, nie wird er sich ganz frei machen können von Sympathien und Antipathien gegen die ihm auf Grade oder Ungnade ausgelieferten Angeklagten. Aus der ihm anerzogenen Denkrichtung kann er nicht heraus; seine politische Ueberzeugung, seine gefühlsmäßige Weltanschauung, sein Lebensmilieu, seine religiöse Einstellung werden Urteil und Strafmaß bedingen. Der Machtkitzel, als Richter über seine Mitmenschen gesetzt zu sein, wird durch persönliches Verhalten der Angeklagten, obwohl es mit der gesellschaftsschädigenden Tat nichts zu tun hat, abgestimmt. Man muß eine Reihe Einzelrichter amtieren gesehen haben, um das Unmögliche dieser Institution zu erkennen. Da ist einer, der geborene Schnellrichter, der spricht in der Versammlung fast nur allein. Man wird das Gefühl nicht los, als stehe bei ihm der Ausgang jeder Verhandlung schon vor der Sitzung fest. Husch, husch! geht es. Die Materie beherrscht er erstaunlich gut, aber noch kein Angeklagter hat mehrere Sätze ohne Unterbrechung des Richters sprechen dürfen. Immerhin weicht er im Strafmaß von den üblichen nicht ab. In Zweifelsfällen hält er sich an das Gesetz und spricht das Urteil zugunsten des Angeklagten. Ein anderer urteilt absolut nach Laune. Die Angeklagten gehen in seine Verhandlung wie zu einer Lotterieziehung. Alles ist ungewiß! Dann ist da aber Schneidig, forsch, aber ausgesucht höflich. Aber er verdonnert Schneidig, forsch, aber ausgesucht höflich. Aber er verdonnert nach Strich und Faden. Die Anträge des Amtsanwalts scheinen für ihn noch mehr leere Form zu sein als für andere. Er verhängt Strafen, daß einem die Luft wegbleibt. Er alleine!

Das sind so die markantesten Vertreter des Einzelrichterwesens. Bedenkt man nun noch, daß es von unsern Urahnen abhängt, vor welchem dieser Richter man kommt, wenn man etwas „ausgefressen" hat, so versteht man den Wunsch nach zusammengesetzten Gerichten. Seine Tat von Menschen verschiedener Berufs- und Gesellschaftsschichten beurteilt zu wissen, läßt die Chancen auf gerechte Aburteilung höher steigen.

Fragt mich jemand nach dem mutmaßlichen Ausgang einer Anklage vor dem Einzelrichter — was leider vorkommt —, so frage ich zunächst nach seinem Namen, und dann kann ich ihm gewöhnlich teils ernste, teils heitere Dinge erzählen, die ihm aber nichts nützen, denn sein Schicksal vollzieht sich laut seinem von den Vätern ererbten Anfangsbuchstaben des Namens. Und dies so lange, bis die Institution der Einzelrichter verschwindet.

Alle Juden verbrannt

Infektionskrankheiten und Judenverfolgungen.

Ueber 300 Jahre sind es her, daß Cornelius Drebbel in Holland das zusammengesetzte Mikroskop erfand. Damit war die Voraussetzung geschaffen, den Erregern der Seuchen auf die Spur zu kommen. Allerdings hatte man schon lange vorher etwas über Bazillen vorausgeahnt. So schreibt im ersten Jahrhundert vor Christus ein gewisser Varro in seinem Buch „Ueber die Landwirtschaft": „An feuchten Orten wachsen ganz kleine Tierchen, die man nicht mit den Augen wahrnehmen kann, die mit der Luft durch Mund und Nase in den Körper gelangen und schwere Krankheiten hervorrufen." Aber diese Anschauung brauchte zwei Jahrtausende, um sich durchzuringen. Daß die Infektionskeime im Wasser vorhanden seien, ist eine Ueberzeugung, die zwar auch dem Mittelalter geläufig war, nur daß man glaubte, dieses Wasser sei künstlich vergiftet worden. Natürlich suchte man nach den Urhebern dieses vermeintlichen Verbrechens und verfiel dabei auf die Juden, die man für ein bequemes Ableitungsobjekt des Volkszornes hielt, um so mehr, als ihre Verfolgung ohne Gefahr war. Chrakteristisch für die Denkweise der damaligen Zeit ist ein Brief, den während der Pest von 1493 Landgraf Friedrich der Strenge von Thüringen, Markgraf von Meißen, an den Rat der Stadt Nordhaussen schickte.

Ins Hochdeutsche übertragen lautet der Brief so:

„Ihr Ratsmeister und Rat der Stadt zu Nordhausen! Wisset, daß wir alle unsere Juden haben verbrennen lassen, soweit unser Land reicht, der großen Schuld wegen, die sie der Christenheit getan haben, indem sie mit Gift töten wollten, das sie in alle Brunnen geworfen haben. Darum raten wir euch, daß ihr eure Juden töten läßt, Gott zu Lob und Ehre und zur Seligkeit der Christenheit, damit sie die Christen nicht schwächen können. Wollte einer deshalb gegen euch klagen, so wollen wir euch vor unserem Herrn dem Könige und vor allen Herren beistehen. Auch wisset, daß wir Herrn Heinrich Suoze, unseren Vogt von Salza, zu euch senden, der soll eure Juden der vorgenannten Schuld anklagen, die sie an der Christenheit getan haben. Darum bitten wir euch fleißig, daß ihr ihm dazu helft. Das wollen wir zu eurem Besten. Gegeben zu Eisenach am Sonnabend nach Walpurgis unter unserem Siegel.

Friedrich."

Man begreift die furchtbaren Folgen solchen Erlasses, wenn man bedenkt, daß sich das zu einer Zeit abspielte, in der die Dumpfheit und Verwirrung der Geister ihren Höhepunkt erreicht hatte. Wagte es doch ein im Jahre 1631 der Graf Friedrich Spee gegen die Scheußlichkeiten eines ähnlichen Aberglaubens, die Hexenprozesse, einen offenen Kampf zu führen.



Freigewerkschaftliche Rundschau



Einem faulen Kompromiß entgegen!

Der mit großem Elan propagierte Generalstreik der Bergarbeiter oder besser gesagt, die Lohnbewegung droht mit einem überfaulen Kompromiß abzuschließen, weil die Arbeitsgemeinschaft wieder einmal statt Kampf um bessere Arbeits- und Lohnbedingungen, sich aufs Glatteis der wirtschaftlichen Diplomatie begeben hat. Und diesmal trägt die Polnische Berufsvereinigung die volle Verantwortung, weil ja die Freien Deutschen und Christlichen Gewerkschaften doch nur aus Solidarität tun, was der Polnischen Berufsvereinigung vorschwebt. Wie der ganze „Generalstreik“ nichts anderes war, als eine Rettungsaktion für die fortschwimmenden Felle der Polnischen Berufsvereinigung, die einen Konkurrenten in der von den Behörden gepflegten und gehegten „Föderation der Arbeit“ erhalten hat, und nun durch die Arbeitsgemeinschaft beweisen wollte, daß sie doch aus alter Erfahrung etwas bessere Agitation betreiben kann. Wir wollen damit nicht sagen, daß die Lohnbewegung überflüssig war oder gar vorzeitig begonnen wurde. Wir hätten zu der Aktion der Arbeitsgemeinschaft ein größeres Vertrauen gehabt, wenn es ihr mit der ganzen Lohnbewegung ernst gemeint war. Aber wir haben uns bald überzeugen müssen, daß man hinter den offiziellen Verhandlungen auch noch andere Verhandlungen gepflogen hat, um die Bewegung zu einem „guten“ Ende zu bringen und darum überraschte es uns auch nicht, als am Vorabend des Generalstreiks oder des Eintritts in den Streik, plötzlich die Behörden ihr Dasein entdeckten und die Arbeitsgemeinschaft und die übrigen an den Verhandlungstisch beriefen, um mit ihnen zu beraten, wie man der peinlichen Situation Herr wird. Dieselben Leute, die Blitz und Donner gegen den nämlich „alleinschuldigen“ Wojewoden an den Betriebsräteversammlungen schleuderten, waren froh, wenn sie hinter verschlossenen Türen, jede Gewerkschaftsrichtung einzeln, und die deutschen Gewerkschaften gemeinschaftlich erfahren konnten, wie man den Generalstreik abbläst und den Wojewoden einen guten Mann sein läßt, der es wieder einmal verstanden hat und zwar diesmal ohne Westmarkenverein und Aufständischenverband die Situation in „Oberschlesien zu retten“. Und ohne Zweifel ist ihm das gelungen, der Wirtschaftsfriede ist gesichert und einstweilen verhandelt man und Kommissionen untersuchen die Notlage der Bergarbeiter, um festzustellen, daß das Höchste, was ihnen als Lohnerhöhung gegeben werden kann, 6 Prozent sind und dann wird die Regierung ihren Schiedsgerichtsapparat einsetzen, um schließlich die im Vertrauen versprochenen 10 Prozent zu geben, aber erst wenn nach Wochen der Schiedsspruch als verbindlich erklärt wird. Es kann also auch Hochsommer werden, bevor die Bergarbeiter in den Genuß der „Resultate“ des proklamierten Generalstreiks für den 11. Februar kommen.

Wir wären auf diese peinliche Angelegenheit nicht zurückgekommen, wenn man nicht nur verhandeln würde. Fast fünfmal in der Woche sitzen die Gewerkschaften zusammen und verhandeln, aber das Resultat ist bisher gleich Null, denn die Kommission untersucht und untersucht, aber ihr Ergebnis wird ihr schön von den Arbeitgebern vorgeschrieben, denn diese liefern ihr das Material und am Ende wird sie noch feststellen, daß die Löhne der Bergarbeiter zu hoch sind, weil der Export nach dem Auslande zu gering ist und die Bergwerksmagnaten angeblich noch auf die Kohlenpreise draufzahlen müssen. Nur verschämt gibt man zu, daß ganz Polen unter einer entsetzlichen Kohlennot leidet, und daß die Regierung erst durch den Sejm aufgefordert werden mußte, der Notlage in den Städten zu steuern und sich endlich um eine bessere Kohlenlieferung bemühen müßte. Statt die Untersuchungskommission nach Oberschlesien und den Kohlenrevieren zu schicken, hätte man sich besser bemühen sollen den Absatz im Lande selbst zu organisieren und da wir ja im Inland die Zuschüsse für den Auslandsabsatz bezahlen müssen, wäre dies eine viel lohnendere Aufgabe als das Verkleistern der Augen bei den Bergarbeitern, den man nach der Untersuchung haarklein beweisen wird, daß die Not der Industrie noch größer ist als die ihrer Arbeiter. Wir unterstreichen mit allem Nachdruck, daß wir zu der Untersuchungskommission der Regierung nicht das geringste Vertrauen haben. Denn wollte man die Zustände in der oberschlesischen Industrie gründlich erkennen, dann bedurfte es nicht erst der Untersuchungskommission, sondern man brauchte bloß auf die Ergebnisse der Enquetekommission zurückzugreifen, die alles nötige enthält, um nicht nur die Notlage der Arbeiter, sondern auch die Notwendigkeiten der Reformen in der Industrie zu erkennen. Und wie man den Arbeitern seinerzeit bewiesen hat, daß sie länger wie 8 Stunden arbeiten müssen, so wäre es auch an der Zeit, der Industrie zu beweisen, daß sie sich umstellen muß, eine Reihe von Direktoren und überflüssigen Beamten abbauen muß, um eine wirkliche Volk, Staat und Wirtschaft dienende Nationalisierung durchzuführen. Aber, wer daran glaubt, daß sich die heutige Regierung dazu aufraffen wird, der hofft vergebens. Es genügt ja, wenn man eine große Aktion einleitet und diese schließlich zum billigen Ruhm des Wojewoden ausarten läßt, der einmal bewiesen hat, daß er die ganzen Gewerkschaften besser kennt als die Arbeitsgemeinschaft und alle anderen Gewerkschaftsrichtungen, die zwar die Arbeitsgemeinschaft bekämpfen, um sich dann mit den Föderatisten der Behörden an einen Tisch setzen, um dann über die Lohnbewegung beraten. Da sind doch die Föderatisten wenigstens ohne Maske herausgetreten und haben erklärt, daß sie nichts mit einem Generalstreik zu tun haben wollen, denn die Regierung wird ihnen schon das geben, was im Bereich der Möglichkeit liegt. Die Radikalen, zu denen auch die ehemals Korfantyschen Gewerkschaften gehören, haben indessen mit in das Horn des Generalstreiks geblasen und sind jetzt in einer Arbeitsgemeinschaft mit der Föderacja geraten und der Klassenkampfverband der P. P. S. hat den Generalstreik zu unterstützen versprochen, wenn er ausbricht. Und da er nicht ausgebrochen ist, so ist es sehr bequem jetzt auf der Arbeitsgemeinschaft herumzureiten, aber besser hat mans auch nicht gemacht. Jeder hascht nach dem billigen Erfolg und erhofft einen guten Mitgliederfang zu machen, wenn die Sache der anderen schief geht. Das ist nämlich das vorläufige Ergebnis des so laut ausposaunten Generalstreiks.

Es ist außerordentlich zu bedauern, daß die passendste Situation, die je für die Bergarbeiter vorhanden war, um im offenen Kampf wirkliche Vorteile zu erringen, durch die Unfähigkeit der Gewerkschaften und besonders aller polnischen Richtungen verpatzt worden ist. Wir schreiben dies bewußt nieder, weil uns eine Reihe von Vorgängen bekannt sind, die uns beweisen, daß man ja überhaupt nicht daran dachte, in den Streik zu treten, sondern nur Schreckschüsse gegen unbequeme Konkurrenten richten wollte. Wir sind immer für die Solidarität aller Arbeiter eingetreten, aber heut müssen wir es offen aussprechen, daß das größte Unglück für die Arbeiterschaft die zahlreichen Verbändchen sind. Jeder, dem es gerade einfällt den „Arbeiterretter“ zu spielen, gründete sich zum persönlichen Unterhalt ein Organisatiönchen und spuckt auf die alten Gewerkschaften große Bogen und durchbricht die starke Front, die allein nur gewerkschaftliche Erfolge sichert. Wenn die gegenwärtige Aktion in der Lohnbewegung ohne nennenswertes Resultat bleibt, dann haben es sich die Arbeiter selbst zu verdanken, denn sie laufen in Oberschlesien jedem falschen Propheten nach, der nur durch radikale Wortphrasen ihnen Verbesserung verspricht. Aber auch die Gewerkschaften sollten aus der verpufften Aktion erkennen, daß sie selbst erst unter sich über jede Lohnbewegung einig sein müssen, wenn sie auf einen erfolgreichen Abschluß rechnen dürfen. Es kommt weniger darauf an, ob die Sache „Arbeitsgemeinschaft“ oder „Klassenkampfkartell“ heißt, als darauf, was tun wir, um den Arbeitern wirklich zu helfen. Und darum wäre es an der Zeit, wenn alle Gewerkschaften zusammentreten würden und die Situation besprechen, bevor ihnen die Arbeitgeber und ein Schiedsgericht die Lohnerhöhung einfach diktiert. In der heutigen Zerrissenheit der Gewerkschaften liegt die Schwäche der Arbeiterklasse. Die Arbeitgeber sind einig, haben straffe Forderungen und die Gewerkschaften verwenden ihre Hauptkraft dazu, sich gegenseitig zu bekämpfen. Was gesagt werden muß, kann man als Mensch zu Mensch immer offen aussprechen und auf Fehler hinweisen, aber es darf zum Gaudium der Arbeitgeber nicht die Arbeiterklasse darunter leiden, weil die Gewerkschaften nicht wissen, was sie selbst wollen. Forderungen aufstellen und große Pauken schlagen, das ist keine Kunst, keine gewerkschaftliche Aufgabe, sie aber auch durchzuführen im Rahmen des volkswirtschaftlich Möglichen, daß ist Aufgabe der Gewerkschaften. Wann werden sie in Oberschlesien diese Mission erfüllen?

—II.

Die Fünftagewoche marschiert!

Während die meisten Regierungen und Unternehmer Europas versuchen, sich um den Achtstundentag und die Washingtoner-Konvention herumzudrücken, marschiert in dem Lande, das seinerzeit dem internationalen Arbeitszeitübereinkommen den Namen gegeben hat, auf der ganzen Linie die Fünftagewoche. In letzter Zeit sind in den Vereinigten Staaten verschiedene bedeutende Kollektivverträge abgeschlossen worden, in denen die Fünftagewoche festgesetzt ist. So unterzeichnete der Bund der Photo-Engravers in drei Städten (worunter New York und Philadelphia) einen Kollektivvertrag betr. die Einführung der Fünftagewoche für die Zeit von 6 Jahren. In 29 anderen Städten sind ähnliche Verträge — ebenfalls für eine Zeit von 6 Jahren — in Vorbereitung. Wird ausnahmsweise auch Sonntags gearbeitet, so ist eine Zulage von 50 Prozent des Lohnes zu zahlen. Im übrigen bleibt der Lohn für die 5 Tage der gleiche, wie er für 6 Tage bezahlt wurde. Die Unternehmer der Elektrikerbranche von New York kamen mit dem Verband der Elektriker ebenfalls überein, die Fünftagewoche und gleichzeitig eine Lohnerhöhung von 10 Prozent einzuführen. Die organisierten Marmorarbeiter, die Maurer sowie zahlreiche andere Berufe werden in nächster Zeit entscheidende Schritte zur Einführung der Fünftagewoche und zur Erzielung von Lohnerhöhungen unternehmen. Das Gewerkschaftskartell der Bauarbeiter von Portland vereinbarte mit verschiedenen Unternehmern der Stadt für 7 Monate des Jahres die Fünftagewoche. Vom 1. Mai bis Ende September wird 5½ Tage gearbeitet. Ein beträchtlicher Teil der Unternehmervereinigung des Baugewerbes hat mit den Arbeitern sogar die Fünftagewoche für das ganze Jahr vereinbart.



Der Zeppelin-Steuermann Ludwig Marx feierte bei der letzten Versuchsfahrt des Luftschiffes „Graf Zeppelin“ am 20. Februar seinen 50. Geburtstag. Er gehört seit 30 Jahren zum Zeppelin-Bau, hat schon unter dem alten Grafen am Steuer gestanden und auch die große Amerika-Fahrt mitgemacht.

Nach der Umstellung bei Ford

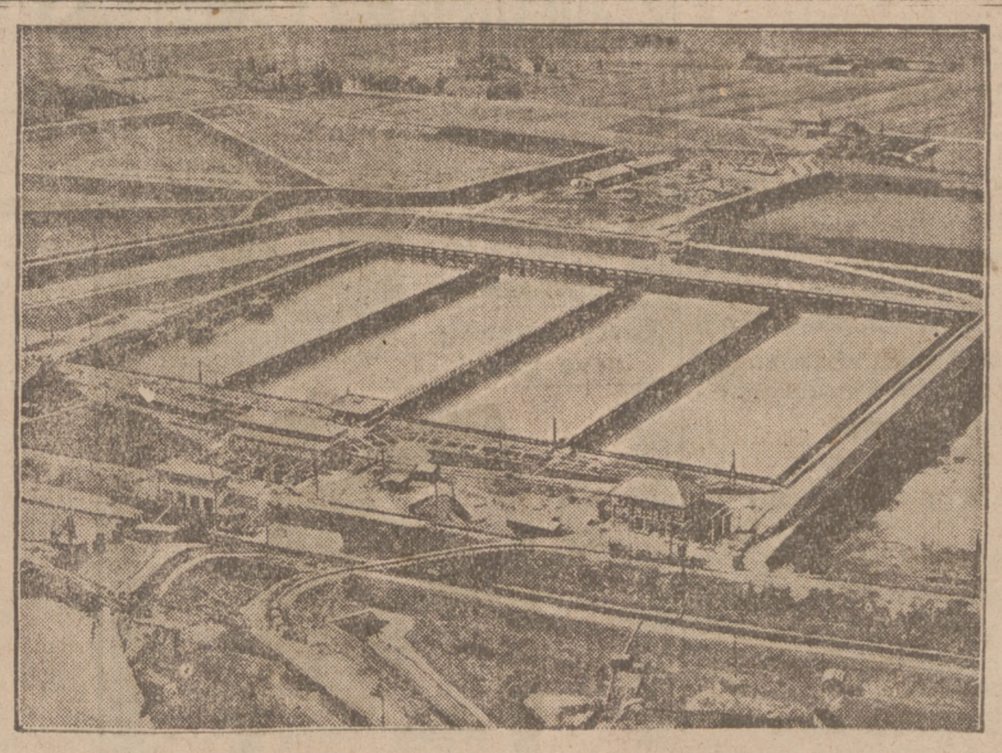
Nach der Einführung neuer Modelle und den damit notwendig gewordenen Umstellungen bei Ford ist nun wieder eine beträchtliche Belebung der Nachfrage eingetreten. Es ist deshalb eine Erhöhung der Produktion von 20 Prozent beschlossen worden, was die Einstellung von 30 000 neuen Arbeitern bedeutet. Ford wird die Fünftagewoche weiterhin beibehalten, und zwar so, daß die Arbeiter 5 Tage beschäftigt sind, hingegen die Maschinen 6 Tage laufen. Ford glaubt, daß die Sechtagewoche den Maschinen zuträglich sei, hingegen für die Arbeiter eine Arbeitswoche von 5 Tagen genüge.

Beschlüsse des indischen Gewerkschaftskongresses

Das Monatsbulletin des „Labour Research Department“ veröffentlicht einen Bericht über den in Jheriah abgehaltenen Indischen Gewerkschaftskongreß. Aus der Uebersicht wird deutlich, daß sich die ordentliche Jahresversammlung des Indischen Gewerkschaftsbundes im Zusammenhang mit der Kommission Simon, dem Indischen Nationalkongreß usw. vorwiegend mit politischen Problemen befaßte. Bei der Behandlung rein gewerkschaftlicher Fragen wurden Resolutionen angenommen betr. den Achtstundentag und die 44-Stundenwoche, die Einführung der Mutterschaftsversicherung, von Mindestlöhnen, Alters-, Witwen- und Waisenpensionen, die wöchentliche Auszahlung der Löhne und die Einmischung von Polizei und Militär bei nahezu allen Streiks und Aussperrungen.

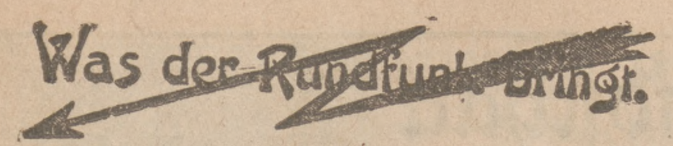
Wieviel die persönliche Teilnahme an einem solchen Kongreß ausmachen kann, zeigte sich darin, daß nach dem Appell eines Gastdelegierten der Liga gegen den Imperialismus, der Kongreß in einer späteren Sitzung den Anschluß an diese Liga guthieß. Gleichzeitig wurde beschlossen, die Frage des Anschlusses an den J. G. B. zu vertagen. Ein Beschluß betr. die Teilnahme an dem von Moskau einberufenen Pan-Pazafischen Gewerkschaftskongreß kam nicht zustande, hingegen wurde die Abhaltung einer eigenen, für den Monat April vorgesehenen Asiatischen Arbeitskonferenz in Erwägung gezogen.

Zum Präsidenten für das nächste Geschäftsjahr wurde der dem linken nationalistischen Flügel angehörende Führer Jawahartal Nehru gewählt. Joshi wurde als Generalsekretär bestätigt.



Kohle aus Flußschlamm

gewinnt die Flußklärungsanlage der Emscher, eines Rhein-Nebenflusses, der das ganze Ruhrrevier von Ost nach West durchquert. Die Emscher führte aus dem Industriegebiet so bedeutende Kohlenschlammabwässer dem Rheine zu, daß sowohl die Fischbestände wie die Trinkwasserversorgung erheblich beeinträchtigt wurden. Diesem Zustande hat die bei Karnap errichtete Klärungsanlage ein Ende gemacht, die jährlich über 100 000 Tonnen Kohlenschlamm aus dem Flußwasser gewinnt und dieses wieder vollkommen klärt. Die jährlich gewonnene Schlammenge wird in etwa 100 Millionen Kilowattstunden elektrischer Kraft umgewandelt.



Kattowitz — Welle 416.

Sonntag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes. 12.15: Konzert. 14: Vorträge. 15.15: Symphoniekonzert der Warschauer Philharmonie. 18: Konzert eines Mandolinenorchesters. 19.20: Vorträge. 20.30: Programm von Warschau.

Montag. 12.10: Schallplattenkonzert. 17: Vorträge. 17.55: Konzert. 19.10: Polnisch. 20: Vortrag. 20.30: Konzert, übertragen aus Krakau. 22: Die Abendberichte und danach Tanzmusik.

Warschau — Welle 1415

Sonntag. 10.15: Uebertragung aus der Kathedrale von Wilna. 12.10: Matinee der Warschauer Philharmonie. 14: Vorträge. 15.15: Symphoniekonzert, übertragen aus Warschau. 17.30: Vorträge. 18.20: Unterhaltungskonzert. 19.20: Vorträge. 20.20: Konzert. 21.10: Literaturstunde. 21.25: Fortsetzung des Konzerts. 22: Berichte und Tanzmusik.

Montag. 12.10: Schallplattenkonzert. 17: Vorträge. 17.55: Unterhaltungskonzert. 19.10: Ueber französische Literatur. 20.20: Abendkonzert von Krakau, danach Berichte und Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 326.4. **Breslau Welle 321.2.**

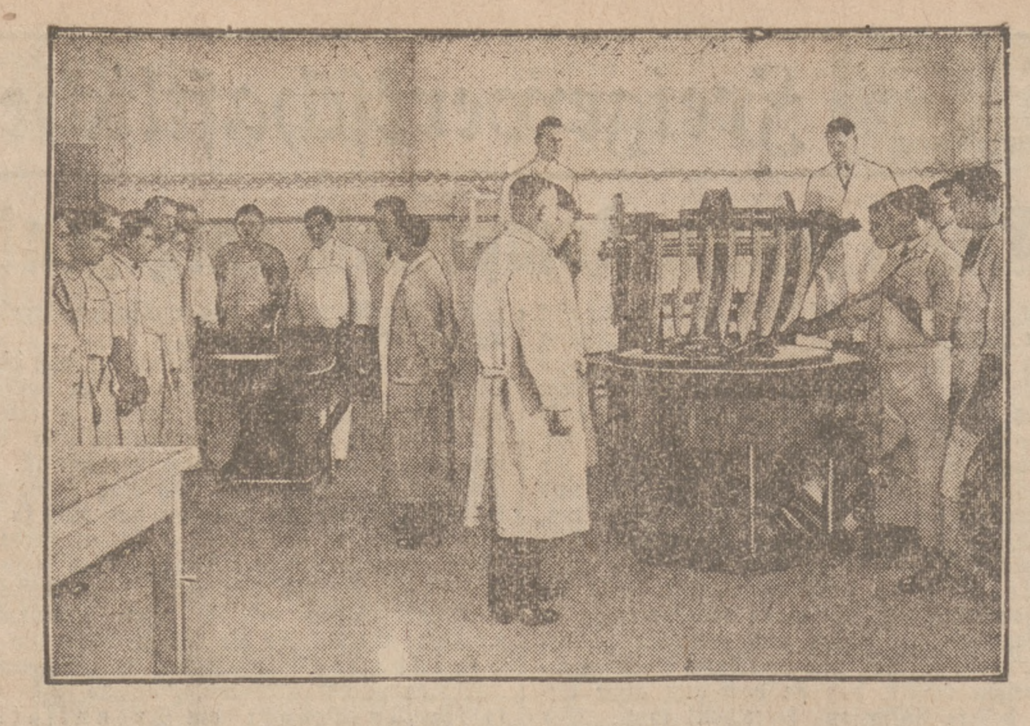
Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13.06: Nauener Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Sonntag. 9.15: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 11: Evangelische Morgenfeier. 12: Uebertragung aus dem Plenarsitzungssaal des Reichstages in Berlin: Volkstrauertag. 14: Rätselfunk. 14.10: Abt. Philatelie. 14.35: Schachfunk. 15: Gereimtes Ungereimtes. 15.25: Märchenstunde. 15.50: Stunde des Landwirts. 16.15: Zehn Lieder nach alten deutschen Texten für die Jugend. 16.45: Abt. Auslandskunde. 17.10: Uebertragung aus Gleiwitz: Konzert. 17.50: Rundherum. 18.15: Ein Gespräch über die Ehescheidung. 18.35: Kammermusik. 19.25: Wetterbericht. 19.25: Zur Krisis des deutschen Buches. 19.50: W. E. Süskind liest aus eigenen Werken. 20.30: Konzert. 21.40: Rund um Europa. 22: Die Abendberichte.

Montag. 16: Abt. Naturkunde. 16.30: Johann Strauß-Walzer. 18: Uebertragung aus Gleiwitz: Oberschlesiens Grenznot. 18.25: Abt. Heimatkunde. 19.25: Abt. Rechtskunde. 19.50: Berichte über Kunst und Literatur. 20.15: Cello-Konzert. 21.15: Im Wind der Welt. 22: Die Abendberichte und Funktechnischer Briefkasten. Beantwortung funktechnischer Anfragen.



Eine Fleischerkunstfachschule

die mit den modernsten fachlichen Einrichtungen und Maschinen ausgerüstet ist, wurde in einem Berliner Schlachthof eingerichtet und dieser Tage eingeweiht. Meister und Gesellen werden hier in die neueste Technik feiner Fleisch- und Wurstwarenbereitung eingeführt. — Unser Bild zeigt den praktischen Unterricht an einer elektrischen Hackmaschine.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Kattowitz. Am Dienstag, den 26. Februar, findet im Zentralhotel um 7.45 Uhr ein Vortrag des Genossen Kaminski-Hindenburg über das Thema: „Was ist Heimatkunde?" statt. Sämtliche Mitglieder werden ersucht, obwohl es sich um keinen Lichtbildervortrag handelt, diesmal wenigstens recht zahlreich und pünktlich zu erscheinen.

Königshütte. Am Mittwoch, den 27. d. Mts., Vortrag. Als Referent erscheint Dr. Bloch.

Chropaczow. Montag, den 25. Februar, abends 7 Uhr, findet ein Vortrag des Genossen Dr. Bloch über: „Wodurch unterscheidet sich der Mensch vom Tier?" im Scheligaschen Lokal statt. Um zahlreiches Erscheinen der Mitglieder wird gebeten.

Friedenshütte. Donnerstag, den 28. 2., findet im bekannten Lokal ein Lichtbildervortrag statt. Zur Vorführung gelangen Naturaufnahmen polnischer Landschaften von Krakau bis Czenstochau.

Versammlungskalender

Achtung, Bezirksausschuß der Arbeiterwohlfahrt!

Am Montag, den 25. Februar, nachmittags 2½ Uhr, findet im Parteibüro, Zentralhotel, Kattowitz, eine wichtige Sitzung statt. Alle Mitglieder haben pünktlich zu erscheinen.

Kattowitz. (Freie Turner.) Hierdurch allen Mitgliedern zur Kenntnis, daß am kommenden Sonntag, den 24. 2., 4½ Uhr nachmittags, im Zentralhotel unsere fällige Generalversammlung stattfindet. Jedes Mitglied muß es sich zur Pflicht machen, pünktlich zu erscheinen. Tagesordnung wird daselbst bekannt gegeben. Andere Einladungen ergehen nicht.

Siemianowitz. (D. M.-V.) Sonntag, den 24. Februar, vormittags um 10 Uhr, Generalversammlung des Deutschen Metallarbeiterverbandes, Ortsgruppe Siemianowitz, bei Herrn Gastwirt Pawera, Barbarastraße. Vollzähliges Erscheinen der Kollegen ist Pflicht. Referent zur Stelle.

Myslowitz. (Gesangverein.) Am Sonntag, 5 Uhr: Probe bei Chelinski, Ring, in der sich Neuhinzutretende noch melden können.

Königshütte. (Maschinisten- u. Heizerverband.) Am Sonnabend, den 23. Februar, abends 7 Uhr, findet im Volkshaus Krol. Huta, die fällige Mitgliederversammlung statt. Vollzähliges Erscheinen der Kollegen ist Pflicht. Referent zur Stelle.

Königshütte. (Freie Turner.) Zu der am Sonntag, den 24. d. Mts., nachmittags 5 Uhr, im Volkshaus an der ulica 3-go Maja 6 (Vereinszimmer) stattfindenden Monatsversammlung werden alle Mitglieder sowie Freunde und Gönner der Arbeitersportbewegung ergebenst eingeladen. Erscheinen aller Mitglieder ist Pflicht.

Nikolai. (D. S. A. P. und Arbeiterwohlfahrt.) Am Sonntag, den 24. d. Mts., nachmittags 3 Uhr, findet eine Mitgliederversammlung im Lokale „Freundschaft", Sohrauerstr., statt. Referent: Gen. Kowoll. Pünktliches und vollzähliges Erscheinen jedes Genossen ist Pflicht.

Nikolai. (Bergarbeiter.) Am Sonntag, den 24. Febr., 1 Uhr nachmittags, findet die fällige Monatsversammlung des Bergbau-Industrieverbandes (früher Bergarbeiterverband) im Lokale „Freundschaft", Sohrauerstr., statt. Referent: Kollege Ritzmann.